

**Jürgen Bauer**

# **PORTRAIT**

**Roman**

**LESEPROBE**

SEPTIME

Gefördert von der Stadt Wien Kultur.



© 2020, Septime Verlag, Wien  
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Stefanie Jaksch  
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz  
Umschlagbild: *Portrait*, Öl auf Leinwand © 2020, Jürgen Bauer  
Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o.  
Printed in the EU

ISBN: 978-3-902711-93-9

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**

[www.facebook.com/septimeverlag](https://www.facebook.com/septimeverlag) | [www.twitter.com/septimeverlag](https://www.twitter.com/septimeverlag)

*Jürgen Bauer*

# **PORTRAIT**

*Roman*

**LESEPROBE**



*»Denn kein Mensch kann für längere  
Zeit sich selbst das eine und der Menge  
ein anderes Gesicht zeigen, ohne am  
Ende in Verwirrung zu geraten, welches  
das echte ist.«*

Nathaniel Hawthorne

**MARIEDL**

Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Schau mich an, wie alt ich geworden bin, und da soll ich nochmal Erinnerungen hervorholen? Damit es dem feinen Herrn besser geht? Du hast nix mehr mit mir zum tun haben wollen, und jetzt soll ich mich bemühen und mir was zusammendenken, von früher. Ich werd dir schon sagen, wer du bist. An meinen Sohn, an den kann ich mich schon noch erinnern, auch wenn ich auf die Neunzig zugeh, seinen Sohn vergisst man nicht. Und wenn ich was erzähl, dann nur aus einem Grund. Jetzt bist du nämlich dort, wo ich dich einmal haben hab wollen. Wo ich immer schon gewesen bin. Im Vergessen. Wer denkt denn jetzt noch an dich? Doch nicht deine studierten Freunde. Jetzt denk nur mehr ich an dich. Die, die du zurückgelassen hast. Freilich, es reden auch andere, zerreißen sich das Maul, aber das hat nichts zu sagen, hörst du? Die kennen dich nicht, nicht wirklich. Erzählen soll ich, hat sie gesagt, deine Frau, und natürlich erzähl ich dir was, ich hab dich ja immer noch lieb, bin immer noch deine Mutter.

Neun Monate hab ich dich in meinem Körper getragen, schwanger bin ich in den Stall. Schwanger aufs Feld. Ohne deinen Vater. Im Mutterleib hast mich schon getreten, als tätest du radeln, immer und immer wieder, hast gestrampelt wie ein Wilder. Hast mir Schmerzen gemacht, nicht zum Aushalten.

Dein Bruder hat die Hand auf meinen Bauch gelegt und gesagt: Mama, dein Bauch explodiert. Und ein Gschau hat er gehabt dabei, da hab ich müssen lachen. Nein, hab ich ihm gesagt, mein Bauch explodiert nicht, aber das da drinnen, das wird ein Wildfang, wirst schon sehen, mit dem kleinen Ding werden wir noch was Ordentliches zum tun haben. Immer wieder hat dein Bruder dann die Hand auf den Bauch gelegt, weil es da drinnen so umeinander rumort hat, das hat ihm halt gefallen. Da hat es draußen schon gekracht und alles ist zusammengebrochen. Die Flieger sind über uns drüber und ich hab mir nur gedacht: Lass mich das überleben, die Bomben da draußen und die Geburt von dem Buben. Ich hab nämlich von Anfang an gewusst, dass du ein Bub wirst, weil so viele Schereien machen nur die Männer. Lass es wirklich einen Buben sein, hab ich mir gedacht, immer wenn es besonders wehtan hat. Bitte, noch einen Buben, der mithelfen kann, wenn der Vater nicht zurückkommt. Zu dritt, ja, zu dritt, da schaffen wir das irgendwie. Nur kein Mäderl, um das man sich kümmern muss. Weil dass ein Mäderl so eine wird wie ich, eine die anpackt, das kannst ja nur hoffen, aber nicht erwarten. Und dann ist es so weit gewesen. Warst ja nicht mein erstes Kind, ich hab mir gedacht: Das wird schon gehen. Aber was red ich? Von Anfang an hast mir nur Schmerzen bereitet, ich hätt mir freilich denken können, dass das keine leichte Geburt wird.

Die Wehen haben im Stall angefangen, bei den Kühen. Ich bin auf dem Schemel gesessen, wie es zum stechen angefangen hat. Da hab ich gewusst, was passiert. Nur bist halt zu früh gekommen. Nicht viel, aber trotzdem zu früh. Na ja, ich bin ja verhungert gewesen, am Ende vom langen Krieg, kein Fett mehr am Körper hab ich gehabt, keinen Bauch

mehr und keine Brüste, gar nix, wahrscheinlich bist deswegen so früh raus. Wirst dir gedacht haben: Da drinnen krieg ich nix Gscheites zu essen, probiere ich es einmal heraußen. Und recht hast gehabt. Nur dass es heraußen auch nicht viel mehr gegeben hat, aber woher hättest du kleiner Wurm das wissen sollen? Überrascht bin ich halt trotzdem gewesen, wie die Wehen losgegangen sind, die Schmerzen sind von jetzt auf sofort gekommen, nicht wie bei den anderen Kindern. Ich hätt wissen können, dass es bald losgehen wird, schon Tage vorher hab ich dich nicht mehr gespürt in mir. Wahrscheinlich ist das die Ruhe vor dem Sturm gewesen, hast dich noch einmal gut ausgeruht, bevor es auf die Welt geht. Hab ich eine Angst gehabt, ganz ohne deine Treterei? Ah geh wo denn. Ich bin ganz ruhig gewesen, hab gewusst, so ganz tief in mir drinnen, dass du nicht tot bist, dass du dich nur vorbereitest, auf was auch immer da auf dich zukommen sollt. Ich bin also auf dem Schemel gesessen und hab die Kuh fertiggemolken, trotz der Schmerzen, die Kuh kann ich ja nicht büßen lassen, weil du es so eilig hast, den Schmerz hab ich schon ausgehalten, zäh bin ich immer gewesen, kannst ja nicht überleben anders. Dann bin ich aufgestanden, hab noch die Milch weggebracht, den Schemel genommen und bin raus aus dem Stall, in den Hof, Richtung Stube.

In die Winterküche bin ich gestapft, so schnell es irgendwie gegangen ist. In die Winterküche, weil die Sommerküche noch zu kalt gewesen ist im März. Dort hab ich nach deinem Bruder gerufen, der ist irgendwo auf den Feldern gewesen, wie am Spieß hab ich brüllen müssen, bis er mich endlich gehört hat, auf dem Acker hinterm Hof. Ich hab ihn dann weggeschickt, zur Tante, dass die kommt und mir hilft. Eine

halbe Stunde hat die Tante weggewohnt, so lange werd ich dich schon drinnen halten können, hab ich mir gedacht. Und so bin ich dagelegen und hab gewartet, auf der Eckbank, das frisch überzogene Bett hab ich nicht wollen dreckig machen. Raufgeschaut hab ich, auf den Herrgott im Winkl. Auch so ein Bankert, das ohne Vater auf die Erde gekommen ist. Ich hab noch wollen zusammenräumen, falls die Hebamme kommen muss, aber das hab ich nicht mehr geschafft, also hab ich die Holzbalken an der Decke angestarrt und gehofft, dass die Tante bald kommt, auch wenn ich sie nicht hab leiden können und sie mich genauso wenig, aber die Tante ist die einzige Frau gewesen, die mir auf die Schnelle eingefallen ist. Gekommen ist dann aber der Onkel, weil die Tante in der Stadt gewesen ist, ausgerechnet. Ich hab schon nach der Hebamme geschickt, hat er gesagt, haltest noch durch, Mariedl, so halt doch noch durch. Immer und immer wieder, mehr Angst hat er gehabt als wie ich. Gell, haltest eh noch durch, Mariedl? Wie ein Pascha ist er dagesessen, aber ein Pascha, der auf einmal nimmer weiß, was er machen soll. Und da hab ich nur gesagt: Was schießt dir denn in die Hose? Den Rindern hast früher die Kälber hinten rauszogen, wenn wir dich braucht haben, und vor mir hast Angst? Jetzt reiß dich zsamm, sonst setzt es was, so viele Wehen kann ich gar nicht haben. Der Onkel hat geschaut und gelacht, der Onkel mit seinem hatscherten Fuß und der Hand mit den abgerissenen Fingern. Die hat es ihm im 14er Krieg zertrümmert. Und wie ich so dalieg und dein Onkel so dasitzt und ich auf seine Hand schau, auf die rote Wulst, wo früher einmal seine schönen Finger gewesen sind, da hör ich plötzlich ein Geräusch von draußen, vor der Tür. Ich hab ja nicht rausgesehen von der Kuchlbank aus, aber das Tor ist versperrt gewesen, da hat keiner reinkönnen, also wer soll das sein, der

da so schnauft? Der Onkel hat rausgeschaut, durch das kleine Glasfenster in der Tür, vor dem die selbst gestickten Vorhänge gehangen sind, er hat rausgeschaut und ist kasweiß geworden. Jessas, hat er geflüstert, der Bulli. So ein Blödsinn, sag ich, was soll denn der Bulli vor der Kuchltür? Aber wirklich, wie ich mich aufrappel und mich mit den Armen nach oben stemm, da steht er leibhaftig da. Scheinbar ist er die paar Holzplanken vor der Tür hinaufgetrippelt wie eine Ballerina und ist einfach dagestanden: Nasenlöcher, Augen, Nebel vom Atem, mehr hast nicht sehen können durch das Fenster. Unser einziger Stier, ein Riesenviech. Friedlich hat er ausgeschaut, aber lass dich von dem Ausschauen ja nicht täuschen, in einer Sekunde hätt dich der umgebracht, da kennt so ein Viech nix. Und wie das Glas von seinem Schnaufen beschlagen hat, da ist es mir eingefallen. Ich muss das Gatter offen gelassen haben, aber beim Bulli, da war eigentlich immer versperrt, muss er also durch sein Gatter durchgebrochen sein und dann raus durch das offene bei den Kühen. Ich bring ihn zurück in den Stall, hat dein Onkel gesagt. Der Pascha, auf einmal wieder mutig. Macht dem so ein riesiger Stier weniger Angst als wie meine Wehen. Na so sind die Männer. Also raus aus der Kuchltür und nach hinten. Wie er weg ist, da lug ich nach draußen. Lass dich wegen dem blöden Vieh nicht umbringen, hab ich nur gedacht, ich brauch dich noch. Aber der Onkel nimmt den Stier bei den Hörnern, ganz langsam, fast wie man ein Kind nimmt, wens noch ganz klein ist, das hat er können, obwohl er selber noch fast ein Kind gewesen ist, wie er das letzte Mal in einem Stall gearbeitet hat, und dann führt er den Bulli weg. Und der rennt ihm nach wie ein Katzerl, das man selber mit der Milch aufgezogen hat. Und wie ich das seh, da werd ich ganz ruhig, ich schau auf den riesigen Bulli, wie der

mit langsamen Schritten neben deinem Onkel herläuft, und es ist mir, als gäb es nix Schöneres auf der ganzen Welt. Ein bisserl später fangen die vermaledeiten Wehen wieder an. Ich hab gebrüllt wie am Spieß, da ist dein Onkel schon wieder in die Kuchl gekommen und hat die Tür zum Schlafzimmer aufgestoßen, aber dort hab ich nicht wollen rein. Ich hab erst müssen den Stier einsperren, hat er gesagt, es tut mir leid, Mariedl, und das Gatter reparieren, zumindest mit zwei Brettern, dass der Bulli nimmer rauskann. Na ist schon gut, hab ich gesagt, aber jetzt gehts halt los, ich kann nix mehr machen. Und wie ich mich zurückleg, ein Schreien nimmer in der Gurgel halten kann, da steht auf einmal dein Bruder in der Kuchl, und ein Gesicht hat er gehabt wie ein Geist, wie ein kleines Kind hat er ausgeschaut, nicht wie der elfjährige Bub, der er ja schon gewesen ist. Noch bevor ich was sagen kann, hat ihn dein Onkel gepackt und in die Speis gesperrt, Tür zu, Schlüssel umgedreht, der Bruder hat geschrien da drinnen, er muss sich ja gedacht haben, der Onkel sticht mich ab wie die Sau. Gebrüllt hat er hinter der Speistür: Lass die Mama in Ruh, tu der Mama nicht weh! Das Herz hat's mir zerrissen, aber es ist gut gewesen, dass der Onkel ihn eingesperrt hat, so wie ich ausgeschaut hab. Und immer wieder: Tu der Mama nicht weh, ich bitt dich, tu der Mama nicht weh. Er hat sich halt schon immer gesorgt um mich, dein Bruder, nicht wie du. Und ich hab mich wollen zusammenreißen, wie ich ihn da schreien hab hören hinter der Tür, damit er sich nicht solche Sorgen macht um mich, aber ich hab's nicht geschafft, beim besten Willen nicht. Ich hab gebrüllt aus Angst, nicht wegen der Schmerzen, die Schmerzen hab ich können aushalten, Schmerzen machen mir nix. Ich hab gebrüllt vor lauter Angst: Was passiert, wenn was schief geht? Mit deinem Bruder, mit dem Hof? Und ewig

hat es gedauert, bis endlich die Hebamme gekommen ist, da ist es draußen schon dunkel gewesen.

Ich denk nicht gern an die Geburt zurück, das kannst mir glauben. Du hast mir alles zerrissen da drunten. Sie haben mich zusammengenäht wie einen Braten, sogar zum Arzt hab ich deswegen müssen. Gleich wie du auf die Welt gekommen bist, bist in Scheiße und Blut gelegen wie alle anderen auch. Es hat gestunken, dreckig ist es gewesen, und da kannst später noch so auf Saubermann im Anzug machen, so bist halt auf die Welt gekommen. Und dann hab ich dich auf der Brust gehabt, voller Blut und Schleim und grauslich hast ausgeschaut, aber so ist das bei den kleinen Kindern, und geatmet hast. Deine Augen hast schon offen gehabt, genau wie deinen Mund. Und gebrüllt, nicht auszuhalten. Kalt ist es gewesen, ich hab dich in eine Windel von deinem Bruder gewickelt und mir nur gedacht: Lass den Buben überleben, weil zwei zusätzliche Hände können wir sicher gebrauchen in den Jahren, die jetzt kommen werden. Und gestreichelt hab ich dich, da kannst mir noch so sehr vorwerfen, dass ich dich nicht liebgehabt hab. Und in deine Augen hab ich geschaut, ganz dunkel sind sie gewesen und irgendwie unheimlich. Und dann hab ich es laut gesagt, zu deinem Onkel: Hoffentlich überlebt er, der Bub. Vor dem Krieg hab ich ja zwei Kinder verloren gehabt, am Friedhofshügel sind sie gelegen, der eine nur ein Jahr alt geworden, der andere notgetauft. Das kann man sich heute ja gar nimmer vorstellen, heute stirbt man nimmer so schnell, heute leben alle so unendlich lang. Vier Kinder hab ich auf die Welt gebracht, aber nur du und dein Bruder haben überlebt. Dabei hab ich immer eine große Familie wollen. Immerhin zwei Kinder, zwei Burschen, Gott sei Dank. Nach dir hab ich keine

Kinder mehr kriegen können, es wär eh keiner da gewesen, der mir welche gemacht hätt. Aber jetzt hab ich dich erst einmal gehalten, ich hab dich angeschaut und mir gedacht: Was soll nur aus dir werden, in der schlechten Zeit? Ich hab dich dann nach deinem Onkel genannt, weil ohne deinen Onkel, da hätt ich das alles nicht überlebt, das kannst mir glauben.

Der Onkel ist der Bruder gewesen von deinem Vater. Ein großer, ein bärenstarker Mann, bis es ihn im Krieg erwischt hat, aber selbst dann hätt sich keiner mit ihm angelegt, da hat die Hand noch so hin sein können. Er ist ein herzensguter Mensch gewesen, tief drinnen, auch wenn sie nachher gesagt haben, in seiner Fabrik wär es nicht mit rechten Dingen zugegangen, er hätt die Leute schlecht behandelt. Dauern ist wer da gewesen und hat in den Fabriken herumgestierlt, aber gefunden haben sie nichts, und die Arbeiter haben immer gesagt, dass das ein Blödsinn ist, den die Leute erzählen, dass es ihnen gut geht, dass sie ihm dankbar sind, und warum hätten die sollen lügen? Wie er dann schon lang tot gewesen ist, da sind noch andere Gerüchte aufgekommen, dass was mit dem Geld nicht stimmt, dass er da was Illegales gedreht hat, lauter so Sachen halt, die immer aufkommen, wenn den Großkopferten fad ist und sie zu wenig Arbeit haben. Mir wär sowas nicht eingefallen, einen guten Menschen so zu verleumden, ich hab mir was Besseres zu tun gewusst mit meiner Zeit. Aber sie werden sich halt immer das Maul zerreißen, das ist schon zu Anbeginn der Zeiten so gewesen, es wird auch immer so bleiben. Über dich haben sie später ja auch geredet. Genug Wahres, aber auch genug Blödsinn. Wer deinen Onkel gekannt hat, der kann dir sagen, dass das nur ein feiges Nachtreten auf einen Toten gewesen ist. Er hat sich gerade in

der ersten Zeit gut um mich gekümmert, später dann mehr als nur gut um dich, oder nicht? Ohne ihn hätten wir das nicht durchgestanden, hätt ich den Hof nicht derhalten, hätt ich dich in keine Schule schicken können. Er hat dich mir weggenommen, wenn man so will, aber ich bin ihm nicht bös. Nicht mehr. Wie er gestorben ist, da hat er gesagt: Ma-riedl, der Bub hat wegmüssen von da, der ist anders als wie wir, sei mir nicht bös. Und da hab ich ihm vergeben, über zwanzig Jahre bin ich bös auf ihn gewesen, ganz tief drinnen, und das muss reichen, ich bin ja kein nachtragender Mensch. Außer deinem Onkel hab ich niemand gehabt, wie du auf die Welt gekommen bist. Meine Eltern sind schon lange tot gewesen, tief drunten in der Erde.

Ich komm aus einem Dorf, musst wissen, das hat noch ein paar Jahre vor meiner Geburt nur eine Handvoll Höfe gezählt, und einer von denen der unsrige, die Nummer zwei, so alt sind die Gemäuer gewesen. Heute steht er schon lang nicht mehr, eine Schand ist das, aber was willst machen. Nichts als arbeiten hab ich müssen, schon als kleines Kind, die Viecher versorgen, damit hab ich mich ausgekannt, auf die Geschwister hab ich müssen aufpassen, auch auf die älteren, für die Schule ist ja keine wirkliche Zeit gewesen. Aber mich hat's nicht gestört, ich hab das gern gemacht. Da bin ich hergeboren, da gehör ich hin, so hab ich mir das immer gedacht. Man muss halt wissen, wo sein Platz ist. Hättest ruhig besser aufpassen sollen, wie ich dir das derzählt hab, dann wär's dir besser ergangen. Oder hast es nur vergessen? Meine Eltern hätten den Hof verkaufen können, da bin ich noch ein kleines Mäderl gewesen, und gern hätten sie es getan, sind ja nicht froh gewesen über die viele Arbeit. Aber verkaufen und dann

in einem kleinen Zimmer sitzen und sich gegenseitig auf die Nerven gehen, das haben sie auch nicht wollen. Mich haben sie weggeschickt, in die Stadt, da bin ich keine zehn Jahre alt gewesen, obwohl sie mich hätten brauchen können am Hof, aber sie haben mich weggeschickt, dass einmal was Besseres wird aus mir. Was Besseres als was? Ich hab das nicht verstanden. Ich bin doch schon gut genug, oder nicht? Aber gearbeitet hab ich trotzdem, bei den reichen Herren zur Aushilfe, in den Fabriken, wo ich halt was gefunden hab, wo ich gebraucht worden bin. Sie haben mich in der Stadt sogar zur Arbeit genommen, wenn sie eigentlich einen Burschen gesucht haben, so fleißig bin ich gewesen. Aber Spaß hat es mir keinen gemacht, ich hab wollen zurück auf den Hof, aber das haben die Eltern nicht erlaubt, nicht ums Verrecken, trotz meiner tüchtigen Hände. Du weißt ja nicht, was du redest, haben sie mir gesagt, wenn ich auf Besuch gekommen bin. Bleib in der Stadt, wo die Arbeit einfach ist. Das haben sie halt geglaubt, dass die Arbeit in der Stadt einfach ist, das hast ihnen nicht können erklären, dass du in den Fabriken genauso schufteten musst, dass mir die Hände geblutet haben, der Rücken wehtan hat von der Arbeit, nur halt eingesperrt statt draußen in der Natur. Immer wieder bin ich zurück auf den Hof, wenn ich können hab. Meine Eltern haben das nicht verstanden, warum ich heim hab wollen, auf einen Bauernhof, weil ich ja schon ins neue Jahrhundert reingeboren bin, aber die neue Zeit hat mich nicht interessiert, keinen Deut. Immer haben sie wollen, dass ich zurück in die Stadt geh. Du kannst nicht hier versauern, haben sie gesagt. Los, geh in die Stadt, mach dir ein Leben, such dir einen Mann, wir schaffen das schon, sind ja noch genug Kinder da am Hof. Elf Geschwister hab ich gehabt, von denen sieben lebendig geblieben sind, vier

Brüder, drei Schwestern. Hans, Wolfgang, Heinz, Manfred, Karin, Brigitte und Christa. An die Namen von den Gestorbenen kann ich mich nimmer erinnern. Aber was ist gewesen mit den Überlebenden? Keiner ist ihnen geblieben, den Eltern. In die Stadt sind sie alle gegangen, der älteste Bruder Hans sogar nach Australien, in die Hitze. Ich hab mir oft vorgestellt, wie er durch die Wüste marschiert, die komischen Viecher von da unten neben ihm. Gehört hab ich genauso wenig von ihm wie später von dir. Ist mir also nur mein Schädel geblieben, um mir was vorzustellen vom Leben in Australien.

Den Hof von meinen Eltern hat mein zweitältester Bruder geerbt, wie die Eltern gestorben sind, gleich hintereinander, der eine hat es ohne die andere nicht ausgehalten. Der Sargbauer hat uns den zweiten Sarg sogar billiger gegeben, so knapp hintereinander haben wir sie begraben müssen. Aber der Bruder hat ihn verkauft, den Hof, kein Jahr sind sie da unter der Erde gewesen. Obwohl ich ihn übernommen hätt, aber nix, es ist kein reden gewesen mit ihm. Vom Geld hab ich keinen Groschen zu sehen gekriegt, ich hab mich aber auch nicht drum gekümmert, wozu? Ums Geld ist es mir ja nie gegangen. Die neuen Besitzer haben ihn weggebaggert, den Hof, und ein Haus draufgestellt, später sogar mit Pool zum Schwimmen, wo früher der Kuchlgarten gewesen ist. Schön ist es geworden, das neue Haus, kannst nix sagen, aber eben nicht mehr unser Hof. Ich bin nur einmal hin und dann nimmer, ich hab mir das nicht wollen anschauen, hat nur wehtan. Aber das kannst du sicher nicht verstehen. Einer, der einfach weggeht und dem das nicht wehtut, wie soll der kapieren, was einem ein paar alte Mauern bedeuten können?

Ich bin eh auf einem Hof gewesen, wie die Eltern gestorben sind, aber nicht auf dem unsrigen, sondern auf dem, den die Eltern von deinem Vater besessen haben. Überhaupt dein Vater, wie soll ich dir das erzählen? Ohne ihn wär ich vielleicht wirklich in der Stadt geblieben, ein Alptraum, dafür bin ich ihm noch immer dankbar, trotz allem, was später passiert ist. An einem Wochenende bin ich daheim gewesen am Land, endlich raus aus der Stadt, die Fahrt mit der Bahn und dem Bus abgespart von dem bisserl Geld, das ich in der Fabrik verdient hab. Deinen Vater hab ich da schon gekannt, noch aus der Schule. Der älteste Sohn vom Stallerhof ist er gewesen, aber wir haben nie viel miteinander geredet, zum Schöne-Augen-Machen hab ich keine Zeit gehabt, auch wenn er ein fescher Bursch gewesen ist, das ist mir schon aufgefallen, freilich. Nach der Kirche am Sonntag ist er also zu mir gekommen und hat mich einfach gefragt, ob ich ihn haben will. Ob ich dich gern hab? Na ob du mich haben willst, als Mann? Da bin ich baff gewesen! Ein einziges Mal sind wir gemeinsam spazieren gegangen, bevor er mich das gefragt hat, aber selbst das ist schon mindestens zwei Jahre her gewesen, also hab ich nur gesagt: Wartest noch eine Woche. Und die Woche hab ich gut überlegt, und dann bin ich wieder nach der Kirche auf ihn zu und hab gesagt: Ja, gern will ich dich haben. Und schön zweideutig ist das gewesen, das hat mir gefallen und ihm auch, weil er hat gelacht und mich gepackt und so ist das passiert mit uns. Die Aussicht auf einen Hof hat er gehabt, anständig ist er gewesen, na und so schlecht ausgeschaut hat er auch nicht. Ein großes Mundwerk halt, das hat jeder gewusst im Dorf, er hat sich nix gefallen lassen von den Obrigen, das hat mich beeindruckt. Und dann haben meine Eltern gesagt, Marie, haben sie gesagt, du musst selber wissen, was du tust,

aber komm dann nicht dahergerannt und heul uns was vor, wenn es schwierig wird, wenn dein Mann wieder wo mit dem Schädel gegen die Wand will, wennst die Schuftereier nimmer derpackst, weil der Stallerhof ist größer als unserer, da kannst dir gar nicht vorstellen, wie viel Arbeit auf dich wartet, und die Stallerleut, von denen reden wir nicht, aber nimm dich in Acht. Und das hab ich mir gemerkt und geheult hab ich nie, darauf bin ich stolz, obwohl ich viel hätt heulen können in den Jahren danach.

Hochzeit gefeiert haben wir in der Dorfkirche, an einem Donnerstag, das ist damals noch so Brauch gewesen. Ich im Kleid von meiner Mutter, ein neues hab ich mir nicht können leisten, hat mir die Mutter also ihres umgeschneidert, weil ich viel kleiner gewesen bin als sie, die Brust hat die Körberl gar nicht ausfüllen können. Schön ist es gewesen in der Kirche, aber lang. Der Pfarrer hat nicht aufhören können zum predigen. Gefreut hab ich mich, wie es endlich geheißt hat: Mann und Frau. Verheiratet also, so wie wir's verstanden haben. Und gut haben wir's verstanden, die ersten Jahre. Hochzeitsmahl hat es im Wirtshaus im Dorf gegeben, meine Eltern haben ein ganzes Schwein spendiert, damit es ordentlich was zum essen gibt, sogar eine Musik haben wir gehabt, keine Selbstverständlichkeit damals. Die Kranzljungfrau hat mit dem Kranzlbub alle ledigen Paare geehrt, mir haben sie den weißen Schleier abgetanzt, bevor dann gemaskert worden ist. Reingestürmt sind sie, wie wir noch gegessen haben, verkleidet, die Freunde von deinem Vater, und gepackt haben sie mich, Braut entführen. Erst zu Mitternacht ist worden entmaskiert, es ist ein solcher Spaß gewesen. Und trotzdem sind meine Eltern nur dagesessen und haben sich nicht gefreut, das hast du sofort gesehen, welche

Gesichter die gezogen haben. Die ganze Hochzeit hätten sie mir verdorben, wenn ich mir nicht einfach gedacht hätt: Marie, lass sie schauen, es ist dein Leben und deines allein, das kann niemand für dich erledigen.

Aber meine Eltern sind nicht die Einzigen gewesen, die ein Schnoferl gezogen haben. Die seinigen haben auch nicht wollen, dass er mich heiratet, eine Dahergelaufene. Die haben einen Hof gehabt, nicht so alt wie der unsrige, aber fünfmal größer, drum haben sie sich für was Besseres gehalten. Aber ich Dahergelaufene hab gearbeitet wie keine andere am Hof. Ich hab ihnen gezeigt, dass ich was gelernt hab, zuhaus bei meinen Eltern, später bei den Herren und in den Fabriken. Trotzdem, die Schwiegereltern haben sich einen feuchten Dreck um uns geschert. Der Bruder von deinem Vater ist der Einzige gewesen, der uns angeschaut hat nach der Hochzeit. Da hat er die erste Fabrik gerade aufgemacht gehabt. Er hat wollen, dass sein Bruder und ich dort arbeiten, aber das ist gar nicht in Frage gekommen, für wen anderen arbeiten, wenn man das eigene Land haben kann, die eigenen Viecher. Na ja, gehört hat er uns damals noch nicht, der Hof, aber wir haben halt gedacht: irgendwann. Derweil hab ich weiterarbeiten dürfen, als wär ich immer noch eine Magd. Gehört hat der Hof immer noch den Eltern von deinem Vater. Den wird er einmal erben, hat es immer geheißn, wenn die Eltern einmal nicht mehr können. Aber das hat lang gedauert, das Nichtmehrkönnen. Nicht und nicht haben sie wollen übergeben. Aber dann endlich ist er der unsere gewesen, sind die Großeltern ins Ausgedinge, und ich hab mich einen Tag gefreut drüber und dann den Rest von meinem Leben Angst gehabt, weil so ein Hof, der ist nicht leicht zum derhalten. Den Zubau für die Viecher hab ich noch

vor dem Krieg mit deinem Vater selber gebaut, alles ausgehoben, den Beton selber zusammengemischt, Zement, Sand, Wasser, immer und immer wieder, noch vor dem großen Krieg ist das gewesen. Die Ziegel hab ich geschleppt, damit wir ein bisserl was dazuverdienen können mit noch mehr Viechern. Mein Rücken ist hin geworden, der Doktor hat mich Jahrzehnte später in die Röhre schieben wollen und nachschauen, aber wozu, ich hab ja gewusst, was passiert ist, der Zubau ist passiert, der Hof und die ganze Plackerei. Aber ein schöner Hof ist es gewesen, das kannst mir glauben. Wir haben immer viel Arbeit gehabt, hier was ausgebessert, dort was dazugebaut. Ein schöner Hof. Das ist mir wichtig, weil er dir nie gut genug gewesen ist. Weil du immer weg hast wollen, das Gesicht hast verzogen, wenn du zurückgekommen bist und geglaubt hast, ich merk es nicht. Das hab ich dir bis heute nicht verziehen. In der Kuchl von meinem schönen Hof, auf dem ich gearbeitet hab wie ein Viech, in der Kuchl bist auf die Welt gekommen, hättest in der Kuchl ruhig alt werden können. Wär dir ein Zacken aus der Krone gefallen? Für den Gabriel ist es ja auch gut genug gewesen, wie du ihn mitgebracht hast, oder nicht? Der hat sich gefreut über die Gemäuer und das Land, warum hast du dich nie drüber freuen können wie er?

In den ersten Tagen nach deiner Geburt hat mich der Onkel zu sich geholt, als ich nicht hab stehen können, mir alles wehtan hat. Er hat Leute besorgt, die sich um den Hof gekümmert haben, um die Viecher. Geld hat er ja gehabt, dank seiner Fabrik und seinen Arbeitern, die er hat einteilen können, wie er wollen hat. Ich hab mir alles berichten lassen, sogar vom Bett aus hab ich die Zügel in der Hand behalten, nicht dass du glaubst. Die Arbeit haben die trotzdem nicht so gemacht, wies

**GABRIEL**

Schneller, schneller, schneller! Wieso geht denn da nichts weiter? Der scheiß Zug fährt so unendlich langsam in den Bahnhof ein, ich halt es echt nicht mehr aus, wie auf Nadeln sitz ich und rutsch auf dem Sitz hin und her, ich bin so aufgeregt, ich sag es sogar laut: Schneller, schneller, ja verdammt nochmal schneller! Jetzt könnt man natürlich glauben, nach siebzehn Jahren Warten wär es auch schon wurscht wegen den paar Minuten, aber sowas können echt nur Volltrotteln sagen, weil je länger du wartest, desto weniger Zeit hast du, klingt komisch, ist aber so, und je weniger Zeit du hast, desto mehr kommen dir die paar Minuten wie eine Ewigkeit vor. Drum aufspringen, rumzappeln, das macht's sicher nicht besser, ist aber trotzdem nicht zu vermeiden, so sehr rast mir das Herz. Und endlich, endlich!, fährt das Trumm von Zug in den Bahnhof ein und ich seh die Schilder durchs Fenster: Südbahnhof Wien. Und ich sag dir, wie ich das Quietschen von den Reifen hör und der Bahnsteig im Zugfenster sichtbar wird, da kribbelt da unten was, das will ich jetzt einmal Vorfreude nennen. Dann endlich bleiben wir stehen und ich hüpf auf, ein großer Sprung zur Tür, aber halt: Ich hab meine Tasche vergessen, meinen einzigen Besitz, also renn ich nochmal zurück, pack den Griff von dem alten, grauslichen Teil und schon landet das Leder auf meinem Schädel, aber macht nix, Hauptsache raus und zwar schnell, keine Sekunde länger halt ich es in dem Waggon

aus, in dem es nach Provinz stinkt. Ich dräng mich an den lahmen Ärschen vorbei, die den Ausgang blockieren, hör mir ihr Gejammer an von wegen: Kannst nicht aufpassen!, aber nein, kann ich nicht, will ich auch gar nicht, also was fragt ihr so blöd? Schon steh ich am Bahnsteig, renn nach vorn, vorbei am Würstelstand, rein in die Halle, und dort bleib ich kurz einmal stehen, weil so eilig kann ich es gar nicht haben, dass ich den Moment nicht ein bisserl genieße, endlich bin ich da, große Stadt. Gut, das ist jetzt nur das graue, miefige Wien und nicht das wurlerte New York, und statt nach großer, weiter Welt riecht es auch nur nach abgestandenem Würstelfett, aber apropos, wurscht ist es mir halt auch wirklich, weil groß kommt es mir auf den ersten Blick trotzdem vor, so im Vergleich zu meinem Kaff. Einmal durchatmen, dann geht's schon weiter, links die Rolltreppe runter. Aber halt, was ist das für ein Geräusch? Ich hab das Klick-Klack im Ohr, aber das kann nicht sein, die zwinkernden Augen haben sie erst Jahre später dort aufgehängt, da war ich längst schon wieder am Weg raus aus der Stadt, ganz geschlagener Hund, aber irgendwie passt das Klimpern von den zwei Digitaluhren besser zu meiner Ankunft und immerhin erzähl ich dir hier meine Geschichte, also klimpern die depperten Augen, wenn ich das will. Genau zwölf Uhr Mittag also, ich wisch mir den Schweiß aus dem Gesicht, mach kurz Pause und renn dann weiter runter, und ja, du hast recht, eigentlich muss ich mich nicht beeilen, sogar mir ist klar, dass sich zu Mittag rein gar nix tut in dieser Stadt, aber ich krieg meine Beine einfach nicht langsam, sie strampeln weiter und weiter, als hätten sie Batterien in den Wadeln. Runter also und raus auf den Vorplatz, einmal umgeschaut, aber ich kenn mich natürlich einen Dreck aus. Erst einmal stinkt's nach Abgasen, das bin ich gar nicht gewohnt,

aber wenn meine Lungen das nicht aushalten, dann sollen sie halt baba sagen, aber bitte nicht sofort, zumindest ein bisschen Spaß mögen sie mir noch gönnen. Links quietscht eine Bim um die Ecke, so ein Wagen aus Holz, vorne steht der Schaffner mit seiner Kappe und schaut ganz streng, dabei müsste der Fahrtwind bei den offenen Türen doch ganz angenehm sein, aber die Bim bleibt nicht stehen, fährt an mir vorbei und dreht eine große Runde rund um ein bunt angemaltes Häuschen. In dem Moment fällt mir der Satz von meinem Herrn Papa ein: Was willst du denn in Wien, da sitzen sie ja nur zusammengepfercht in ihren Proletenschläuchen und dampfen sich das Fett aus, während sie vom ganzen Sitzen fett und faul werden. Aber was soll ich sagen, jetzt grad schaut es ganz kommod aus. Rechts von mir ist noch ein Parkplatz, dort warten ein paar Busse in der Sonne, zweistöckig wie in den Filmen, unten rot und oben weiß, und wenn ich mich mit meinen roten Haaren da draufsetzen würde, dann wär es die österreichische Fahne. Wie ich das denk, da muss ich grinsen, weil sicher könnt ich mich reinhocken und mich als patriotisches Zeichen rumkutschieren lassen, aber die paar Schilling spar ich mir lieber, so viel hab ich meiner Mutter auch nicht aus dem Geldbörsel gestohlen. Ich weiß sowieso, wo ich hinmuss, nur den Weg kenn ich nicht, also pack ich einen alten Mann am Arm und erschreck ihn wahnsinnig, der Trottel schreit sogar, was wiederum mich erschreckt, ich stottere was von Naschmarkt, er hebt den Arm, deutet in eine Richtung, sagt ein paar Worte und schüttelt mich ab. Ich ruf ihm noch ein Danke hinterher, weil den wohlgezogenen Burschen vom Land kriegst aus mir nicht mehr raus, und schon geht's los, immer in die Richtung, die mir der Mann gezeigt hat. Bleibt mir auch mehr Geld für was zum Trinken, wenn ich es jetzt spar und mich auf meine

Füße verlass. Und wieder rennen die zwei Latscher wie von allein weiter, vielen Dank. Vorn an der Kreuzung brausen Autos vorbei, ich steh an der Ampel, zappel hin und her, bis sie endlich grün wird. Na was is, Popeye? Spinat kommt keiner raus! Bis sich alle in Bewegung setzen, es dauert ewig. Noch am Zebrastrreifen rei ich mir den kratzigen Pullover vom Leib, den mir meine Oma gestrickt hat. Ich zieh mir das Teil über den Schädel, die scheiß Sonne da oben brennt wie mit Nadeln, so früh im Jahr. Den Pullover stopf ich in die Tasche und schau nicht mehr zurück, nicht zum Bahnhof, nicht zu den Bussen, zu rein gar nix, wenn du verstehst. Ich renn vorbei an Touristen, mit meiner Tasche stoß ich eine junge Frau um, aber das ist mir jetzt Blunzen, ich hab einfach keine Zeit, renn schon weiter, so wohlerzogen bin ich dann scheinbar doch nicht, große Überraschung, am groten für mich selber, aber die Natur ruft. Und dann renn ich und renn, aber je schneller ich renn, desto schneller kommen auch die Erinnerungen zurück.

An meinen Herrn Papa vor allem, der immer gesagt hat: Renn nicht wie ein Mäderl. Und wie ich das denk, renn ich noch schneller und schaukel die Hüften noch mehr hin und her, lass die Arme noch weiter vor und zurück schlenkern, weil was weiß mein Vater schon, zum Teufel mit dem Herrn Bürgermeister! Der hat ja eh nix gewusst, alles nur gehant, gewusst hat nur die Frau Mama was. In dem Moment ruckelt die Bim an mir vorbei, genau die, die ich nicht genommen hab, ich Trottel, weil jetzt rinnt mir der Schweiß in die Arschritze, und dort kann ich ihn wirklich nicht brauchen für das, was ich vorhab. Renn nicht wie ein Mäderl, so ein Blödsinn. berhaupt der Herr Papa und die Frau Mama. Sie hat sich ja nur um ihn gesorgt. Was sollen die Leute im Dorf denn denken? Alle anderen Sorgen sind erst nachher gekommen, die Sorgen

um mich zum Beispiel. Weil von denen hat sie immer genug gehabt, von den Sorgen. Hat sich ja auch selber die Schuld gegeben, weil sie in der Zeitung gelesen hat, dass der Hormonmangel in der Schwangerschaft das auslöst, psychischer Stress bei den Müttern und so, und dann hat sie immer gesagt: Ich hät dir die Haare früher schneiden sollen, aber die schönen roten Locken, eine Sünde. Aber eins sag ich dir: Meine Mama hat da sicher nichts dafür können. Mir laufen die Tränen runter. Meine Mama eben. Da kannst machen, was du willst. Meine Mama, die immer gesagt hat: Ich würd dir ja gern was raten, aber du bist so ein Sturschädel, du lässt dir ums Verrecken nicht helfen, und wenn's dich umbringt. Aber hör mir zumindest zu, zeig dich nicht so, wie du bist, das wär besser, dummes Kind, ich weiß das. Das war bei uns immer schon so. Besser nicht erkannt werden, hörst? Und wenn du heiraten musst, na was soll das schon? Du bist sicher nicht der erste, der heiratet. Und sicher nicht der letzte. Das wird schon wieder, wirst sehen. Ich rede ja nicht vom Spaß, ich rede ja nur von der Liebe. Ein Mann, na ja, was kann schon ein Mann. Aber eine Frau. Eine Frau liebt doch so viel besser als ein Mann. Und das alles fällt mir wieder ein, wie ich immer weiter renn, aufs Zentrum dieser großen Stadt zu. Eine Frau liebt besser. Ja, aber viel mehr Spaß haben sie halt schon, die Männer, das hat die Frau Mama auch gewusst. Nur sonst halt nicht viel, ein Trauerspiel. Wie ich zehn Jahre alt war, da hat sie mir noch erzählt, dass die kleinen Kinder vom Storch kommen. Ich mein, wie ernst kannst du so eine Frau nehmen? Und trotzdem: meine Frau Mama. Weil das musst du verstehen, kein Mensch hät ihr helfen können, auch ich nicht, selbst wenn ich dagewesen wär und nicht weggelaufen, nach Wien. Ich hät sie auch nicht retten können. Meine Mama, die immer gefragt hat: Ja

genierst du dich nicht? Nein, natürlich genier ich mich nicht. Was soll das auch bringen, sich genieren? Ab einem bestimmten Alter kriegst halt Phantasien, und meine Phantasien sind immer schon die Burschen gewesen. Schon lang, bevor die Mama mich mit dem Burschi ... Ich hab ihre Groschenheftln gelesen, die ganzen Artromane und Bergbauerngschichtln, aber ich hab immer nur für die Männer geschwärmt, große Muskeln, dunkle Haare. Wie oft ich mir zu den Bildern vorne drauf einen runtergerissen hab. Bis eben eine bessere Phantasie gekommen ist. In der Schule haben sie mich ausgelacht, wenn ich beim Sport einen Steifen gekriegt hab, aber das wollt ich überhaupt nicht verstehen, weil warum soll das lustig sein, warum soll ich mich genieren, das ist doch das beste Gefühl auf der Welt, und noch dazu ist es mein Gefühl und meins allein, also lass sie lachen, hab ich mir gedacht, besser wird's im Leben nicht. Ich bin stolz auf das, was ich tu. Und wenn sie zu blöd werden, dann verdresch ich sie, weil meinen Schwanz muss man sich erarbeiten, den brauchen sie gar nicht so anstarren und glauben, sie könnten ihn umsonst haben. Das macht mir Spaß, das Verdreschen, so setz ich mich durch. Nur wenn sie zuhause davon erfahren, dann krieg ich eine Watschen, immer vom Papa, immer mit dem Hinweis: Man schlägt niemand, dass du's endlich verstehst. Bisselr gemischte Botschaften sind das gewesen, aber gut, so ist das am Land. Aber nicht, dass du mich falsch verstehst: Ich hab keine schlechte Kindheit gehabt, meine Eltern waren halt oft weg, der Papa hat ja immer auf irgendwelche Feste gemusst und ich wollt nicht allein zuhause sein, das hat mir Angst gemacht, also bin ich rumgelaufen im ganzen Dorf, bin auf den Feldern und im Wald herumstrawantz, da hab ich mich weniger gefürchtet als zuhause. Und wenn ich heimgekommen bin, da

hat es alleweil ein großes Donnerwetter geben, eh klar. Das hab ich alles nur ausgehalten, weil ich zwei Freunde gehabt hab: den David Bowie und den Burschi, dem die Bowie-Platten gehört haben. Gut, der Burschi ist nicht so scharf gewesen wie der Bowie, aber zumindest echt. Eigentlich hat er Georg geheißn, mein Cousin wasweißichwievielten Grades, aber es haben alle nur Burschi zu ihm gesagt, also auch ich, weil das hat ein bisserl wie Bowie geklungen. Fünf Jahre älter ist er gewesen als ich, aber die fünf Jahre haben gemacht, dass er schon ein Mann war, also vom Körper her, aber auch sonst, drum hat er ein Auto gehabt und du weißt ja, wie wichtig mir Autos immer gewesen sind, aber vor allem hat er Pornoheftln besessen, Pornoheftln zum Saufüttern. Und wegen den Pornos haben wir auch zum spielen angefangen, und diese Spielereien sind so gegangen: Ich hab ein Heftl aussuchen dürfen, das hat der Burschi dann genommen und die Seiten durch die Finger laufen lassen, und sobald ich Stopp gesagt hab, hat er aufgehört und das Heftl genau an der Stelle aufgemacht. Und was immer man da auch gesehen hat, das haben wir nachgespielt. Einmal war er die Frau, aber meistens ich. Am Anfang ist ihm der Ständer dauernd umgefallen, aber mir hat das gleich einen Heidenspaß gemacht, ich hab immer abgespritzt, kaum dass er mich angegriffen hat. Und irgendwann ist er dann auch lockerer geworden. Und jetzt alle so: Aber der Burschi, so viel älter! Aber eins sag ich dir: Den Burschi hab ich geliebt, das kannst du dir gar nicht vorstellen, weil ohne den Burschi und seine Bowie-Platten, die wir nachher immer aufgelegt haben, was hätt ich da gemacht? *Oh no, not me, I never lost control.* Was gibt's Besseres als das, wenn du grad einen Schwanz im Arsch gehabt hast? Nein, ohne den Burschi, da hab ich nicht wollen leben in unserem Dorf. Sie haben ihn mir

wegenommen, als die Mama uns erwischt hat. Von einem Tag auf den anderen ist der Burschi verschwunden gewesen und keiner hat mir gesagt wohin. Ich hab mir gedacht: London, Paris, New York. Und da wollt ich dann auch sein, mit ihm, raus aus dem Dorf und weg von den Leuten, die mir meinen Burschi weggenommen haben, die mir einreden wollten: Der hat dich nur ausgenutzt, das musst du schnell wieder vergessen! Weil ich wollt gar nix vergessen, kein einziges Detail von ihm und von dem, was wir gemacht haben, im Gegenteil, ich wollt seinen Schwanz für immer in meinem Arsch spüren. Und vor allem wollt ich eine Bombe rein ins Dorf und nie wieder zurückschauen. Nur hat das dann nochmal fast ein Jahr gedauert, bis ich es wirklich geschafft hab, ich bin halt doch eine treue Seele und meine Mama, na ja, die kann doch nix dafür. Aber dann bin ich wirklich weg. Wollte nicht warten, bis alle im Dorf verheiratet sind und Kinder haben und ich der einzige Junggeselle, bei dem sich alle fragen: Will er nicht oder kann er nicht? Und wann bringt er sich endlich um, weil das kann ja kein Leben sein. Du musst dir vorstellen: Die Hauptattraktion in unserem Kaff war ein tausend Jahre alter Mann, der seinen Forellen beigebracht hat, durch einen Ring zu springen, frage nicht. Ich mein, wie oft kannst dir sowas anschauen? Nach fünfmal wirst hungrig und nach zehnmal drehst durch. Aber statt einer Bombe hab ich am Ende nur einen Zettel mit ein paar blöden Worten hinterlassen: *Liebe Mama, mach dir keine Sorgen um mich, sorg dich weiter um den Herrn Bürgermeister, das macht mehr Sinn. PS: Hab ein Auge auf die Mierl, die sorgt sich auch um den Herrn Bürgermeister, vielleicht sogar mehr als du.* Feige Sau, ich sag es ja.

Aber feig oder nicht, jetzt bin ich also endlich da, große Stadt, kleiner Bursch vom Land. Ich renn also weiter die Straße

runter, vor mir schon die rot-weiß-blaue Fahne von der französischen Botschaft, da muss ich links runter, hat der Mann gesagt, aber ich denk grad nur an den Burschi und das muss aufhören, sonst werd ich traurig und das kann ich wirklich genauso wenig brauchen wie den Schweiß im Arsch, also denk ich an den Artikel in der Klatschzeitschrift von der Mama: *Päderast auf Naschmarkt-Klo verhaftet*. Hallo, schon geht es mir wieder gut, schon hab ich wieder Kraft, schon fährt der Saft zurück in meinen Körper, zurück in meinen Schwanz. Verhaftet, weil er einem anderen an den Schwanz gegriffen hat, und das will ich. Also das Schwanzgreifen, nicht das Verhaften. So genau hat das alles zwar nicht in der Zeitung gestanden, aber ich bin ja kein Trottel, ich kann mir schon vorstellen, was die unter *unangemessenen Handlungen* verstehen. Wahrscheinlich genauso unangemessen wie das, was der Burschi mit mir gemacht hat.

Und endlich bin ich vom ganzen Rennen so müd, dass ich an gar nix mehr denk. Genau in dem Moment biege ich auf den Naschmarkt ab, seh die Stände, zwäng mich an den Buden vorbei, lauf sicher einen Kilometer, aber das Häusl ist nirgends zu finden, ich schau nach links und nach rechts, überall nur Verkäufer mit dunklen Schnurrbärten und dunklen Augen und dahinter die Straße, auf der die Autos herumbrausen. Und überall nix, nur Gemüse und Fleisch, und Fleisch will ich schon, aber halt ein anderes. Aber da kommt nix mehr, vor mir nur mehr ein Gebäude, *Wirtshaus zur Eisernen Zeit* steht drauf, an dem renn ich noch vorbei, dann weiß ich auch nicht, aber auf einmal seh ich es und weiß sofort: Das ist es. Und ja, da stinkt's wie Sau, wie ich reinkomm, aber der Gestank ist ein guter, verstehst? Ich also rein, Schwanz raus und los kann's gehen, aber dann passiert erst einmal nichts, und

damit mein ich: gar nichts. Ich steh also da, mein Ding in der Hand, und starr auf die Fliesen, die ersten fünf Minuten bin ich noch steif, dann tut sich an der Front genauso wenig wie vor der Rinne. Was soll ich sagen, Montagmittag, der einzige Verkehr ist der auf der Straße. Immerhin der Geruch macht mich zwischendurch wieder geil, weil ich will vorbereitet sein, sollte sich doch noch was auftun. Zwar verirren sich alle zehn Minuten ein paar Männer rein, eine kleine Prozession an Geschäftsmännern im Anzug, aber die schauen nicht einmal zur Seite, oder aber sie schauen kurz, erledigen ihr Geschäft und gehen wieder, ohne irgendwelche Anstalten zu machen. Nach dem fünften komm ich mir vor wie das T-Shirt in Extraklein, das man im Geschäft zwar in die Hand nimmt, dann aber gleich wieder zurückhängt, weil wem soll das passen, wer soll damit was anfangen? Jetzt kann es natürlich sein, dass das alles keine Warmen sind, auch ein anständiger Bürger muss einmal Wasser lassen, aber sehr wahrscheinlich kommt mir das halt auch nicht vor. Erst am Nachmittag wird's ein bisserl belebter und ja, ich halt wirklich so lange durch, Plan B hab ich keinen. Aber selbst am Nachmittag bleibt das so ein Herumschleichen und Auseinandergehen und Näherkommen, das hat was Gespenstisches, ich kenn mich gar nicht aus, also mach ich erst einmal gar nichts, und das ist an so einem Ort halt nicht der beste Ratschlag, das hab ich aber erst später verstanden.

Irgendwann ist der Raum wieder leer und ich will schon aufgeben, mein Glück irgendwo anders versuchen, aber wo?, da kommt auf einmal doch noch ein Mann herein und stellt sich direkt neben mich. Der will was von mir, das kapiert ich sofort. Und warum? Weil er rüberschaut und dann noch einen Schritt in meine Richtung macht, fast bemerk ich es gar nicht, ich Depp, aber irgendwie steht der doch jetzt noch näher als

vor einer Sekunde? Ich wart also, aber dann erschreck ich fast, als er auf einmal den Mund aufmacht. Was treibt dich auf die Promenad?, fragt er, und ich versteh nicht gleich, also sag ich besser nichts, aber er wieder: Du bist zu jung, gell? Wennst wenigstens ein Mäderl wärst. Na was soll ich darauf sagen, außer: Ich kann dein Mäderl sein, wennst willst!, aber er spielt mein Spiel nicht mit. Hör auf, das ist keine Hetz, sagt er, glaubst, ich wär der erste, der wegen sowas sitzt? Da fällt mir wieder der Artikel in der Zeitschrift meiner Frau Mama ein, *verhaftet* ist da gestanden, aber an das will ich jetzt nicht denken, also sag ich: Wen kümmert's denn, wie alt ich bin? Muss ja niemand wissen. Und auf das antwortet er erstmal nichts, was sicher ein schlechtes Zeichen ist, er verschwindet aber auch nicht, was vielleicht ein gutes Zeichen ist. Mein Herzerl fängt schon an, ein bisserl schneller zu pumpen, da dreht er sich auf einmal weg, packt alles wieder ein und ich denk mir schon: Wieder nichts, was hab ich denn jetzt falsch gemacht?, da geht er ganz langsam hinter mir vorbei, wirft einen Schilling ein und zieht die Tür hinter der Rinne auf, dahinter seh ich eine Reihe von Kabinen, links und rechts, ich hätt gar nicht gedacht, dass es da noch weitergeht. Er nimmt gleich die erste Kabine, bleibt im Türrahmen stehen und schaut über die Schulter zu mir, was will er?, macht mit der Hand so eine Bewegung, als tät er was wegwerfen, da versteh ich: Komm her, worauf wartest denn? Ich pack also meine Tasche, die ich beim Reinkommen in die Ecke gepfeffert hab, husch durch die Tür, er zieht sie sofort hinter mir zu und dann stehen wir da, schauen uns beide nicht in die Augen, weil in die Augen schauen geht an einem solchen Ort halt gar nicht, das begreift sogar ein völliger Anfänger wie ich. Na was schleppst denn da alles mit dir rum?, fragt er mich also und ich sag nur: Nix, oder: Das geht

dich nix an, so genau weiß ich das nicht mehr. Und er nur: Musst ja nicht gleich eingeschnappt sein, immerhin ist das ein Häusl, warum sollt man sich da nicht häuslich einrichten. Und dann schaut er mich an, als tät er auf was warten, aber ich werd sicher nicht lachen über den schlechten Witz. Er zuckt nur mit den Schultern, öffnet die Hose, ich tu es ihm nach und so geht's dann weiter, er macht was und ich mach es ihm nach, dann kann ich wenigstens keine Fehler begehen. Mit dem Burschi war das nicht so kompliziert, mit dem Burschi hab ich immer gewusst, was ich tun muss, aber hier drinnen, zwischen abgesplitteter Tür und dreckiger Kломuschel, ist das ganze Wissen auf einmal wie weggespült. Gut für mich, dass es schnell vorbei ist, ein paar Minuten, dann bin ich glitschig und er auch, da streckt er mir schon ein Taschentuch hin, ich nehm's und wisch mich ab, pfeffre es auf den Boden, und noch bevor ich fragen kann: Lust auf Runde zwei?, zieht er schon die Tür wieder auf und will weg, aber ich halt ihn an der Hand fest: Gibst mir ein paar Schilling? Da schaut er mich an, als wär ich das vollgerotzte Taschentuch am Boden: Ja genierst dich denn nicht? Aber was soll ich mich genieren, denk ich mir und sag es dann auch, weil in England arbeiten ja sogar die Kavalleristen der Königin als Stricher, hab ich in der Klatschzeitung meiner Frau Mama gelesen, in der gleichen, in der auch das mit dem Päderasten gestanden ist, die Kavalleristen kriegen sogar ein paar Hundert Schilling Sold. Und was für eine Königin gut genug ist, dafür muss ich mich ja wohl nicht genieren. Gut, die Soldaten haben sie entlassen, aber das ist saublöd, sag ich, weil wer soll die Queen besser beschützen als ein paar hübsche Königinnen? Das alles sprudelt aus mir raus, bis mir nichts mehr einfällt, da schüttelt der Mann meine Hand ab. Du redest einen Stuss zusammen, wenn der

Tag lang ist. Und recht hat er, aber was heißt das schon. Also traue ich mich nochmal: Gibst mir jetzt was? Einen Zehner für eine Wasserflasche zumindest? Oder einen Hunderter für eine Flasche Campari, wennst ganz lieb bist? Und wirklich, drückt der mir zwanzig Schilling in die Hand: Pass auf, was du da tust. Für das kannst zwei Jahre lang ins Gefängnis gehen. Und ich scherze noch: Allein mit lauter Männern, davor soll ich mich fürchten? Aber er geht auf meine Blödheit gar nicht ein, wischt sich nur die Hand mit einem Stück Taschentuch sauber und sagt noch einmal: Pass einfach ein bisserl auf, Kleiner, versprichst mir das? Aber ich verspreche gar nichts, wie soll ich auch, ich frage nur: Und wo soll ich jetzt hin, weil hier wird's mir zu fad. Er denkt kurz nach, mit einem Gesicht, da merkst die Anstrengung des Nachdenkens sofort, dann sagt er: Um die Uhrzeit? Hast denn noch nicht genug? Und auf das antworte ich nichts, ich grins nur, also sagt er mir den Namen von irgendeinem Espresso im ersten Bezirk, Singerstraße, aber ich denke mir nur, Espresso klingt nicht grade nach Discostimmung, andererseits, was kann ich um die Uhrzeit schon erwarten? Also sagt er die Adresse, worauf ich natürlich nur blöd schau, da erbarmt er sich: Schau, rennst immer in Richtung Stephansdom, dem langen, spitzen Ding nach, das kannst doch, oder? Und da kommst an einem Kaufhaus vorbei, gleich dahinter, da musst du hin. Aber sag niemand, dass ich dich geschickt hab. Ich also los, die Tasche am Rücken, schon wieder. Schneller, schneller, schneller. Nicht, dass alle Warmen schon wieder ausgekühlt sind, wenn ich hinkomm.

Ich weiß beim besten Willen nicht mehr, wie ich es dann wirklich ins Lokal schaffe, aber auf einmal stehe ich da und alles wird ruhig, sogar die Musik hält den Atem an und jeder dort

drinnen muss denken: Frischfleisch. Ich mach meine Augen zu und spür nur die Blicke und sag mir: Recht habts, sowas Scharfes wie mich werdet ihr lange nicht mehr zu sehen kriegen. Ich setz also mein bestes Lächeln auf, klimpre mit den Wimpern, aber wie ich mich umschaue, da trifft mich fast der Schlag. Das Espresso ist wirklich nur ein Kaffeehaus. Keine Sau schaut mich an, alle gaffen nur in ihre Zeitungen. Ich mein, ich weiß ja nicht, was genau ich erwartet hab um vier am Nachmittag, Sodom und Gomorrha eh nicht, ich bin vielleicht jung und naiv, aber so jung und so naiv auch wieder nicht, aber das hier, das ist schon die Härte. Alte Sitzbezüge auf den Sofanischen, dunkles Holz und ein sechseckiges Muster auf der Tapete, nicht kariert, aber kleinkariert, wenn du verstehst. Immerhin wirkt der winzige Raum durch die kitschigen Spiegel an den Wänden ein bisserl größer. Hinter der Bar ein Kellner, jung, den Seitenscheitel streng wie ein Lateinprofessor und im Haar so viel Öl wie im Erdäpfelsalat meiner Oma. Und auf dem Pullunder der Aufdruck *Prestige*, aber davon ist das Lokal hier weit entfernt. Der Kellner schaut mich von oben bis unten an, grade dass ihm der Hals nicht abreißt, und fragt: Ja wo kommt denn sowas wie du her? Und dazu bläst er einen Kaugummi zu einer riesen rosaroten Blase auf, die er mit den Fingernägeln zum Platzen bringt. Ich stotter raus, von wo ich herkomm, da sagt er nur: Ach vom Land, na eh klar. Na ja, was bleibt mir jetzt noch anderes übrig, ich such mir eine leere Nische, knall meine Tasche unter den Tisch und fläze mich auf das Sesselchen, das quietscht wie ein Schwein, aber das Ferkel bin ja ich, fällt mir ein, weil auf einmal spür ich das angetrocknete Sperma in meiner Unterhose und das gibt mir wieder Kraft. Ich bestell also ein Cola, das ich die nächsten Stunden nicht trink, ich setz immer nur die Lippen an, damit

ich nicht noch ein Glas bezahlen muss. Dass ich einmal freiwillig nicht schlucken würde, das darf der Burschi nie erfahren. Und ja, ich hab gesagt die nächsten Stunden, weil so lang passiert da genau gar nix. Musst du dir vorstellen, ich will endlich tanzen, flirten, schmusen, ich will verführt werden wie ein kleines, versautes Mädel oder von mir aus auch verführen wie ein großer Macker, wenn es denn sein muss, aber rund um mich sitzen nur Businessmänner auf Nachmittagskaffee, ersticken sollen sie alle an ihrem Apfelstrudel. Na euch werd ich's zeigen. Ich kram also ein paar Schilling aus den Untiefen meiner Tasche, das soll mir das kleine Spielchen wert sein, geh zum Wurlitzer und such die Platten ab, aber nix, kein Bowie, kein Disco, nur Schlager, wie im Dorfwirtshaus, wo die Bauernschädel ab Mitternacht zu Freddy Quinn ganz feuchte Augen kriegen, zum Speiben. Auch wurscht allerdings, ein wahres Talent kann nix aufhalten, ich wähl also die Nummer 12, der Greifarm nimmt sich gierig die Platte und schon geht's los: *Spaniens Gitarren begleiten die Verliebten seit ewigen Zeiten*. Ich war zwar noch nie in Spanien, aber ich bitte dich, für heute, nur für heute! *Spaniens Gitarren, die spielen, als ob sie mit den Liebenden fühlen*. Ich stütz die Arme am Wurlitzer ab, streck den Arsch in meiner Lederhose nach draußen und wackel mit den Hüften, dass es nur so kracht, das sollen mir die Ehefrauen von den Bürohengsten einmal nachmachen, gegen eine Stute wie mich haben die keine Chance! Ich verwuschel meine Haare, denn das steht mir gut, und sing mit. Die Uniformierten in den Anzügen schauen mich an wie das wilde Tier, das ich tief drinnen eigentlich bin, endlich, endlich, endlich! Das Tier wird euch alle aufwecken, ihr werdet schon schauen. Noch lacht keiner, singt oder tanzt mit, aber das ist mir wurscht, weil immerhin zwinkert mir der Kellner zu, und zwar

so, dass ich ein bisserl was spür, na du weißt schon wo. Kaum ist das Lied aus, steht einer der Männer auf, kommt auf mich zu und ich denk mir noch, na wart nur, der knallt dir eine, also geh ich in Deckung, als der Mann, statt mir eine aufzulegen, noch einen Schilling in den Wurlitzer schmeißt und sagt: Wünsch dir was. Und da erst schau ich mir das Gesicht an und den Körper, und da erkenn ich: Der Mann ist der Mann vom Naschmarkthäusl. Der Mann bist du. Ich erschreck fast ein bisserl. Bist du mir gefolgt? Aber du lachst so lieb und sagst noch einmal: Wünsch dir was. Und das tu ich, noch ein Lied, mein Körper braucht das jetzt, der ist einsatzbereit, den kann man nicht nach einem Lied ausschalten, das hast du schon richtig erkannt. Auf einmal fühlt sich sogar der Schlager an wie Disco. Ich tanz also, und als ich mich umschaue glaub ich es kaum, das Espresso ist wie ausgetauscht, und ich mein wirklich: ausgetauscht. Raus die einen, rein die anderen, Einmarsch der Gladiatunten. Weil dass das alles Tunten sind, das merk ich sofort, allein daran, wie die mich anschauen. Nicht mehr wie einen Außerirdischen, sondern wie einen von ihnen. Immer mehr kommen rein, finden irgendwo noch freie Plätze. Und ich denk mir nur: Das hab ich gemacht, ich allein, mit meinem wunderschönen Prachtkörper, meiner roten Wuschelmähne, meinem Tanz und meiner Stimme. Ich bin die warme Fee der Innenstadtcaffees. Völlig verschwitzt, aber zufrieden lass ich mich wieder auf das Sesselchen fallen und jetzt endlich nehm ich einen großen Schluck Cola, brunzwarm, aber gut, da stehst du auf einmal neben mir und ich komm dazu, dich mir genauer anzuschauen. Ein junges Gesicht in einem alten Outfit, kariertes Sakko sag ich nur, ich mein, wo soll ich anfangen? Ein bisserl schaut aus wie das Kind im Schultheater, das den Greis spielen muss. Aber schlecht ist das

nicht, warum auch immer. Du bist eine Erscheinung, das muss man dir lassen, irgendwie passt nix zusammen, aber grade das macht dich spannend. Ich schau dich also an und lächle dir zu, wart drauf, dass du was sagst, und endlich: Hast es also gut gefunden, das Espresso? Ich nick nur, weil was glaubst du, klar find ich so ein blödes Kaffee. Das ist auch das erste Mal, dass da herinnen wer tanzt, sagst du und ich fühl mich ganz stolz. Nicht schlecht gemacht, sag ich, ich hab die Schwulen herbeigetanz. Aber du meinst nur: Das passiert hier immer gegen sechs, Schichtwechsel. Aber was weißt du schon von meiner Macht, die wirst du schon noch kennenlernen, weil irgendwas hast du an dir, dass ich gleich begreif: Mit dir werd ich es länger zu tun haben. Du schaust mich immer noch komisch an, als du dich zu mir setzt. Normalerweise lassen sie Schwanzdiebinnen nur in Begleitung eines Stammgastes rein, sagst du, hätte nicht geglaubt, dass du das schaffst. Aber ich werd noch lernen: Mit dem, was du alles nicht glaubst, kann man ganze Bibliotheken füllen. Eine schöne Stimme hast du, ein so schönes Deutsch. Wirklich, fragst du ungläubig, hört man nicht, dass ich vom Land komm? Aber gar nicht. Na ich bin ja auch schon über zehn Jahre heroben in Wien. Wir sitzen keine fünf Minuten, da winken uns auf einmal zwei Typen vom Nebentisch zu, und der eine ruft: Paragraphenliesl, was ist? Magst nicht zu uns kommen mit deiner Eroberung? Und wie ich das hör, da denk ich: Musst wohl ein Anwalt sein oder ein Richter, auf jeden Fall ein hoher Herr, also halt dir den warm. Du schaust mich an wie ein lebendes Fragezeichen und mir ist es wurscht, je mehr, desto besser, also nehme ich mein Zeug, meine Tasche, mein Cola und wir setzen uns dazu. Der eine Typ wird Hausbesorgerpoldi genannt und der andere Herzburli, und das erste erklärt sich von selbst, das zweite

nicht, ist aber auch egal, klingt irgendwie lieb. Die zwei sind ein bisserl wie Dick und Doof, weil der Hausbesorgerpoldi, wie soll ich dir den beschreiben, wenn du dich nicht mehr erinnerst? Ich würd ja sagen, der kämpft mit seinem Gewicht, aber der kämpft nicht mehr, der schwingt höchstens noch die weiße Fahne. Na und weiter, was wird der Hausbesorgerpoldi sein? Sicher über fünfzig, denk ich mir, aber gut in Schuss, kannst nix sagen. Und der Herzburli, na ja, bei dem merkst schnell, dass der nicht der Hellste ist, schon nach zwei Sätzen ist mir klar: Papier gibt's bei dem zuhause nur am Scheißhaus, nicht im Bücherregal. Dafür schaut er gut aus, hat eine Hose an, so eng, dass du sein Religionsbekenntnis erkennen könntest, wenn du hinschauen würdest. Na und beide, Hausbesorgerpoldi und Herzburli, schauen mich an wie die Kuh das neue Tor und das gefällt mir, wie du dir vorstellen kannst. Der Herzburli lehnt sich dann ganz nah zu mir und fragt: Und du? Du bist neu hier, was? Wer bist du? Was machst du? Ganz direkt, so mag ich das. Ich, sag ich, ich mach gar nix, und da lachen die zwei, dabei stimmt das, was ich sage, aber das kapieren sie nicht. In jedem Fall schaut aus wie der Geißenpeter auf der Suche nach seiner Heidi, kommentiert der Hausbesorgerpoldi, aber der Herzburli nimmt mich gleich in Schutz: So lass ihn doch in Ruh, nur weil er eine Lederhose anhat, schaut doch gut aus. Was du immer willst, es wird keiner mehr in Dragoneruniform reinspazieren, da kannst noch so sehr davon träumen. Also sag schon, Burscherl, wo kommst denn her? Von welcher Alm haben sie dich runterlassen? Und das würd ich ihnen jetzt ja gern sagen, aber wenn ich eines recht schnell merke, dann das: Die zwei können vielleicht vieles, aber sicher nicht zuhören. Denen kannst du hundertmal die gleiche Geschichte erzählen, du wirst beim hundertsten Mal kein

Anzeichen finden, dass sie das Ganze schon neunundneunzigmal gehört haben. Dazu reden sie selber zu viel, von Ausflügen auf die Berge, wie sie die paar Hügel rund um Wien nennen, von irgendwelchen Burschen, die sie dort vernascht haben, und vom tollen Essen, das es auf den Hütten gibt, womit sicher die Ausflugsbuden an der Donau gemeint sind, weil einen Berg haben die beiden in ihrem Leben noch keinen bestiegen, der Hausbesorgerpoldi könnte sich höchstens mit der Zahnradbahn auf den Schneeberg kutschieren lassen. Jetzt grad sitzt er neben mir und schaufelt sich eine Cremeschnitte in den Mund, während er den Zucker vom Deckel klopft und sagt: Ich bin ja Diabetiker, ich muss da ein wengerl aufpassen, verstehst, mit dem Zucker. Ich mein, ich hab sofort einen Narren an dem gefressen, sowas muss man doch einfach liebhaben. Und der Herzburli, der ist auch nicht besser, der verbrennt sich die Zunge am Kaffee, weil er nicht hinschaut, mir lieber zwischen die Beine stiert, da sagt der Hausbesorgerpoldi nur: Musst halt blasen, bist ja keine Frau. Worauf mir gleich rausrutscht: Ja ist es richtig, dass die Frauen nicht einmal den Schwanz in den Mund nehmen? Und das wird bejaht und ich denk mir nur: Herrgott, wie kann das nur sein. Sei froh, dass du in deinem Alter schon weißt, dass das nix für dich ist, sagt der Herzburli, wenn ich das schon gewusst hätte, wie ich jung gewesen bin, das hätt mir vieles erspart. Darauf ich nur: Na sei doch froh, dass du es heute weißt, ist ja immer noch Zeit, und da lacht der Herzburli: Hast ja recht, immerhin hab ich jetzt den Pavel, besser spät als nie. Und wer ist der Pavel? Das ist sein neuer Freund, sagt der Hausbesorgerpoldi und verdreht die Augen so sehr, dass man nur mehr das Weiße sieht und ich mir denk: Wenn dir nur mal nicht das Gesicht stecken bleibt. Sein neuer Schatz also, ratscht der Hausbesorgerpoldi weiter,

den er herzeigen will wie ein Pony oder einen Ehering mit Karat, weil er ihm seit Neuestem ganz exklusiv versprochen ist. Da muss ich lachen, und der Herzburli tut ganz böse: Was lachst denn? Na wegen nix lach ich, aber denken tu ich mir: Gegen euch sind ja sogar meine Eltern modern, die müssen sich zumindest nichts versprechen, schon gar nicht exklusiv. Der Schatz vom Herzburli kommt natürlich den ganzen Abend nicht, und da kann ich es mir nicht verkneifen: Wirst versetzt? Ah geh wo, was du auf Ideen kommst, aber ich merk trotzdem, dass dem das wehtut, aber das kann er natürlich nicht zeigen, sonst ist sein Gesicht futsch, so schnell kannst gar nicht Liebeskummer sagen. Es wird also später und später und noch später und was soll ich sagen, irgendwann kommt dem Herzburli sein Schatz doch noch, schön und schlank und alles, aber ein Gesichtsausdruck so unendlich arrogant, der Pudel von unseren Nachbarn zuhause ein Scheiß dagegen. Er schaut aus wie ein kleines Kind, das in den Pool schiff und sich freut, dass es nur um ihn herum ganz warm wird. Aber immerhin ist er jung, ein bisserl älter vielleicht als ich, also Führerschein wird er schon haben. Und als dem Herzburli sein Schatz und ich so zusammensitzen und ein bisserl lästern, weil lästern kannst du mit den Arroganten immer gut, da sagt der Hausbesorgerpoldi irgendwann: Brauchts gar nicht so hämisch lachen, glaubts ihr denn wirklich, ihr Jungen hättet eine Chance gegen uns Alte? Wir machen euch fertig, wir haben nämlich die härteste Waffe von allen: Verbitterung. Und ich bin so depert, ich glaub, der macht nur einen Spaß.

Von uns allen bist du der Ruhigste, du sitzt nur in der Ecke und beobachtest. Also lass ich mir das bisserl über dich erzählen, was die anderen wissen, viel ist es ja nicht. Du bist schon dreißig, aber na ja, dafür kannst du nix, also halt ich es

dir nicht vor. Zwar wirst du obenrum ein bisserl kahl, aber lustigerweise steht dir das. Wirklich wissen tun die anderen auch nix über dich. Er ist gern ein Geist, sagen sie über dich, wir fragen nicht nach und du solltest es besser auch so halten, sonst wird er ganz unrund. Na und das gefällt mir. Irgendwann verschwindet der Pavel. Wo muss er denn hin? Arbeiten gehen, sagen die anderen und lachen mit den Augen, warum auch immer. Und dann wird es dunkel und der Kellner zieht ein Schnoferl, ruft: Letzte Runde!, da trinken der Hausbesorgerpoldi und der Herzburli schnell ihre Gläser leer und stehen gemeinsam auf, gehen gemeinsam nach draußen, da muss ich mir vorstellen, wie das aussieht, wenn die beiden es auch gemeinsam treiben, und das ist ein bisserl graulich, aber was rede ich, sie werden schon was spüren dabei, und das Spüren ist doch wichtiger als alles Ausschauen. Willst noch ein letztes Bier?, fragst du mich, und ich sag ja, und wie das letzte Bier kommt und wir endlich allein sind, da ertapp ich mich dabei, wie ich dir auf einmal meine Lebensgeschichte erzähl, die ich den ganzen Abend nicht losgeworden bin, Sprechdurchfall nix dagegen. Du hörst dir das brav alles an und ich mein, das müsstest du echt nicht tun, an so einem Abend. Du bist ja nicht der Pfarrer, der mir die Beichte abnimmt, aber du hältst den Mund und lässt mich immer weiterreden und das rechne ich dir hoch an, weil du bist der erste Mensch seit dem Burschi, mit dem ich ehrlich reden kann. Ich erzähl dir also jede Kleinigkeit, grade dass ich dir nicht meine Scheißgewohnheiten unter die Nase reib, bis der Kellner uns wirklich rausschmeißt, aber da weißt du eh schon alles von mir und ich quasi nix von dir, aber das stört mich nicht, das gefällt mir sogar. Draußen vor der Tür, in der dunklen Straße, wo die Funzel der Laterne mehr glimmt als strahlt, da fängst an,

**SARA**

Ich dachte immer, wir hätten alles geklärt zwischen uns, alles besprochen. Aber das wirklich Wichtige blieb stets außen vor. Es schien so selbstverständlich. Dabei musst du Fragen gehabt haben, weiß Gott, ich hatte viele, aber es wäre banal gewesen, sie auch zu stellen. Man sagt uns niederländischen Mädchen nach, dass wir sehr ehrlich sind mit unseren Gefühlen, vielleicht sogar brutal. Wahrscheinlich hattest du einfach nur Angst vor den Antworten, zumindest ging es mir so. Meiner Erfahrung nach sind die besten Beziehungen die, in denen beide um die Lügen des anderen wissen, ohne nachzufragen. Und doch will ich jetzt endlich zu erzählen beginnen. Lass mich von den Männern in meinem Leben erzählen, vielleicht beantwortet das ein paar der nie gestellten Fragen. Warum ich dich in der Bar angesprochen habe, warum wir geheiratet haben, warum wir bis heute ein Paar sind, trotz allem.

Deine Sprache erinnerte mich von Beginn weg an meinen Vater. Sein Deutsch hatte ich übernommen, als kleines Mädchen in Amsterdam, dieses österreichisch gefärbte Deutsch mit dem weichen, langgezogenen Akzent, den liebevoll dahingenuschelten Endungen, diese charmante Sprache mit all ihren Ausnahmen, in die mein Vater unbewusst rutschte, wenn er aufgebracht war oder Zuneigung zeigen wollte, die Sprache, die mir immer nah sein wird, auch wenn Niederländisch

meine Muttersprache ist. Die Vatersprache hat sich in mir festgesetzt und lässt mich nicht los. Und weil du damals auch so ein österreichisches Deutsch sprachst, kein Wienerisch, sondern dieses ländliche Etwas, fühlte ich mich dir sofort verbunden. Jetzt kannst du natürlich sagen: Elektra-Komplex, aber gerade diese Oper konnte ich noch nie ausstehen, durfte keine der darin enthaltenen Frauenrollen je singen, also sei bloß still.

Mein Vater galt lange als der wichtigste, sicher aber der bestvernetzte Bankier in den Niederlanden, er war eine Institution und saß in Aufsichtsräten und Unigremien, hatte Geld und, viel wichtiger für einen Mann seiner Herkunft, Macht, sowie, am allerwichtigsten, gesellschaftliches Ansehen. Und das, obwohl er nicht in die holländische Gesellschaft hineingeboren war, sich seinen Platz erst hatte erkämpfen müssen. Sein Ansehen war ihm zentral, er hätte nie etwas getan, um das Bild, das er an der Seite meiner Mutter in der Öffentlichkeit von sich erschaffen hatte, zu stören. Im Gegensatz zu meiner Mutter war er stets korrekt, leistete sich keine Eskapaden, sah im Gegenteil seinen privaten Lebensinhalt darin, die Eskapaden meiner Mutter ebenso erfolgreich zu managen wie seine Bank, denn er liebte sie, Bank und Mutter, so unterschiedlich sie auch waren.

Eine der ersten Erinnerungen an meinen Vater gilt genau dieser stoischen Liebe zu meiner Mutter. Es muss eine Dinner Party gewesen sein, bei der man mich früh zu Bett gebracht hatte. So früh, dass ich nicht schlafen konnte, mich schließlich aus dem Zimmer schlich und vom oberen Treppenabsatz aus die Festgesellschaft beobachtete, die sich in Wohnzimmer und Vorraum sammelte, Gläser in den Händen, bunter Schmuck, der im Licht der Kristalleuchter glitzerte, Abendroben überall.

Meine Mutter jedoch, die ich nicht aus den Augen ließ, die ich durch die Holzsprossen hindurch beobachtete, war nicht wie die anderen Frauen, die sich in ihren wunderschönen Kleidern kaum bewegten, wie Statuen im Raum standen, um bewundert zu werden. Meine Mutter rannte durch die Menge, packte Schultern und Hüften, schien fast zu tanzen. Mein Vater war immer an ihrer Seite, ohne ihr allzu offensichtlich zu folgen, nahm sie in den Arm, wenn sie zu fallen drohte, lächelte, wenn sie fremden Männern Küsse zuwarf, versorgte sie mit Wasser, wenn sie ihr Sektglas fallen ließ.

Das ist alles so furchtbar steif hier, hörte ich sie kreischen.

Ich weiß, aber mir zuliebe... Mein Vater. Kein böses Wort von ihm, stattdessen: Weil du mich liebst, ja?

Dann tanze wenigstens mit mir. Meine Mutter, laut, obwohl keine Musik gespielt wurde. Sie packte meinen Vater an den Hüften und stieß zahlreiche Gäste um, die Beine in den hohen Schuhen längst nicht mehr standsicher.

Mach bitte keine Szene. Mein Vater, immer noch nicht wütend, sondern liebevoll, ein Lächeln im Gesicht. Er küsste meine Mutter und sie hörte sofort auf zu tanzen, umschlang seinen Hals und klebte sich an sein Gesicht. Für das kleine Mädchen, das ich damals war, sah es aus, als versuchte sie ihn aufzufressen. Dann warf meine Mutter den Gästen entschuldigende Blicke zu, aber mit einem Zwinkern, das unmissverständlich klarmachte: Ist nicht ernst gemeint, wofür soll ich mich denn auch entschuldigen?

Obwohl ich damals nicht viel älter als fünf Jahre gewesen sein konnte, wusste ich bereits, dass ich mich für diese Mutter schämen sollte, obwohl sie mich doch tief in meinem Innersten faszinierte, mehr als mein Vater, der auch bei dieser Feier nur funktionierte. Irgendwann ging meine Mutter laut

lachend zu Boden, mein Vater umarmte sie, zog sie mit seinem schmalen Körper hoch und brachte sie schließlich die Treppe nach oben, in das Elternschlafzimmer am Ende des Ganges. Im Vorbeigehen strich meine Mutter mir über den Kopf und ich roch den Alkohol in ihrem Atem, ohne zu wissen, was dieser unangenehm faszinierende Geruch war. Noch als Erwachsene konnte ich keinen Chardonnay trinken, ohne an meine Mutter zu denken. Harte Arbeit, mit so einer Erinnerung im Kopf betrunken zu werden.

Geh nach unten, sagte meine Mutter zu mir, feiere mit den anderen, Sorge für ein bisschen Freude, wozu bist du denn sonst gut?

Sie lachte und stieß auf, ein paar Bröckchen Erbrochenes fielen auf den Holzboden, landeten in meinen Haaren. Meine Mutter versuchte, sie mit dem Saum ihres Kleides wegzuwischen, doch mein Vater fasste sie an der Hüfte, zog sie weg von mir.

Warte hier, befahl er mir mit strenger Stimme.

Erst nach langer Zeit kam mein Vater zurück, brachte mich zu Bett.

Deine Mutter ist, wie sie ist.

Ich nickte.

Aber sie liebt dich.

Ich blieb still.

Mein Vater strich seinen Anzug glatt, brachte die zerzausten Haare wieder in Ordnung, bevor er zurück zur Party ging, das stets tadellose Aussehen gehörte zum Bild eines hart arbeitenden, demütigen, niederländischen Protestanten, das er für sich und sein Umfeld erfunden hatte. Dabei konnte er die tief in seinem Inneren sitzende Lust auf barocken Prunk nur schwer in Zaum halten. Diese zeigte sich vor allem bei teuren

Dingen, die er nicht selbstverständlich besaß, sondern mit großer Freude präsentieren musste, was in den Niederlanden immer wieder irritierte, aber als Erinnerung an die ferne österreichische Monarchie auch belustigte Bewunderung auslöste. Er ließ mich ohne ein weiteres Wort des Trostes zurück.

Mein Vater war in die Niederlande geflohen, aber nicht wegen der Machtübernahme der Nazis, nur zufällig zur selben Zeit, auch wenn er diesen Zufall später in Amsterdam gerne besonders hervorstrich, sich zum Widerstandskämpfer durch Emigration stilisierte. In Wirklichkeit floh er nur vor seinen erzkonservativen Eltern, die zu ungeschickt waren, mit den neuen Machthabern Geschäfte zu machen, auch wenn sie es verzweifelt versuchten. Aber, wie sagte meine Mutter immer so schön, Not stinkt, und den Gestank meiner Großeltern mussten sogar die Hakenkreuzler gerochen haben. Meinen Vater, keine siebzehn Jahre alt, verschlug es über München, Straßburg, Brüssel und, weiß Gott warum, Nijmegen nach Amsterdam, wo er sich mehr schlecht als recht über Wasser hielt, bevor der Krieg zu Ende ging, von dem er Kraft seiner Fähigkeit zur Verdrängung nicht allzu viel Schlimmes mitbekommen hatte, das dauernde Verstecken eher Spiel als existentielle Notwendigkeit. Andere hatten es schlimmer erwischt, aber auch das verdrängte er, krepelte die Ärmel nach oben und fing an zu arbeiten. Mit unzähligen kleinen Jobs verdiente er sich das Geld für sein Wirtschaftsstudium, er arbeitete hier und da, sagte Tätigkeiten je nach seinen Vorlesungen zu und schnell wieder ab. Mal kellnerte er, mal schleppte er Kisten in einer Fabrik, er war sich für nichts zu schade. Wenn er später für seinen österreichischen Pomp kritisiert wurde, verwies er gerne auf diese Zeit. Die körperliche Arbeit war meinem Vater

also nicht fremd, als er wenige Jahre nach Kriegsende endlich meine Mutter kennenlernte, eine aufstrebende Studentin und Mitarbeiterin in der Bank ihres Vaters.

Es war im Rahmen einer Feier, auf die ihn sein bester Freund mitgenommen hatte. Mein Vater nutzte damals jede Gelegenheit, Zugang zur besseren Gesellschaft zu finden. Als sein Freund ihm also von der Einladung in ein Grachtenpalais erzählte, ergriff mein Vater die Gelegenheit sofort. Er ließ keine Ausreden seines sich zierenden Freundes gelten, auch wenn der sich vor der steifen Abendgesellschaft ekelte. Schnell war ein Anzug geborgt, und auch wenn die Ärmel nicht saßen, mein Vater schon damals größer als alle anderen, tauchten sie schließlich doch einigermaßen ansprechend gekleidet bei den Eltern meiner Mutter auf. Mein Vater verliebte sich noch am selben Abend in das Mädchen, das er in der Küche kennenlernte, beide eine Zigarette im Mund, durchs offene Fenster rauchend, ohne zu wissen, wer dieses reizende Mädchen war, wie er später immer behauptete.

Unsinn, erwiderte meine Mutter dann stets. Dein Vater wusste haargenau, wen er vor sich hatte. Der Plan, mich anzusprechen, hatte schon existiert, bevor er noch die Wohnung betrat. Ich war ein Karriereschritt, nicht mehr. Mein Glück, dass er sich später in seinen Karriereschritt verliebte, sonst wäre unsere Ehe anders verlaufen. Lass dir gesagt sein: Auch eine Beziehung aus Berechnung kann glücklich enden.

Nach diesem ersten Aufeinandertreffen kratzte mein Vater sein letztes Geld zusammen, um ein paar anregende Verabredungen auf die Beine zu stellen. Natürlich war ihm bewusst, dass er der jungen und flatterhaften Frau an seiner Seite über kurz oder lang sein bescheidenes Einkommen nicht würde verschweigen können, aber er hegte die Hoffnung, dass sie

sich dann schon hoffnungslos ihn verliebt hätte. Und wie alle Pläne meines Vaters ging auch dieser auf.

Meine Mutter war die einzige Tochter ihres Bankbesitzervaters, der, davon war mein Vater überzeugt, ihn als Nachfolger erst akzeptieren würde, wenn er seine etwas holprige Herkunft durch harte Arbeit ausgeglichen hätte. Meine Mutter bestätigte diesen Verdacht, und so kamen sie überein, sich vorerst heimlich zu treffen, bis mein Vater sein Studium beendet und einen Job ergattert, sich in der neuen Stellung etwas nach oben gearbeitet haben würde. Gut nur, dass meiner Mutter das Doppelleben leichtfiel, sie in der ersten Zeit sogar Freude darin fand, die Lüge der ungebundenen Tochter aufrechtzuerhalten. Irgendwann jedoch wurde diese Aufgabe immer schwieriger.

Meine Eltern, so sagte sie stets, fürchteten schon, ich würde als alte Jungfer enden. Oder als unglückliche Lesbe. Immer vertröstete ich sie, wenn von Männern die Rede war. Zu gerne hätte ich ihnen irgendwann den österreichischen Bauern vorgestellt, der mit ihrer Tochter schlief, doch dein Vater hielt mich davon ab. Der geeignete Zeitpunkt wird erst kommen, sagte er immer, da waren wir schon beinahe drei Jahre zusammen.

Nur eine Fähigkeit meines Vaters war größer war als die der Verdrängung: die der Hellseherei. Und so sollte er schlussendlich auch hier recht behalten. Irgendwann kam die Zeit, in der meine Großeltern anfangen, sich nach einem Schwiegersohn als Nachfolger für die Bankgeschäfte zu sehnen, denn meine Mutter kam als Frau dafür nicht in Frage. So wurde der Österreicher doch noch vorgestellt, die Transformation in einen angesehenen Niederländer dank jahrelanger Hilfe meiner Mutter komplettiert, das Studium beendet. Sein Können am

gesellschaftlichen Parkett wurde in zahlreichen Treffen getestet, seine finanzielle Eignung mithilfe der Finanzexperten der Bank auf Herz und Nieren geprüft. Die fragwürdige Herkunft konnte schweren Herzens übersehen, die Heirat schlussendlich arrangiert und fachgerecht exekutiert werden, wie meine Mutter es ausdrückte.

Mit dem Ehevertrag in der Tasche konnte sich mein Vater endgültig in das ersehnte Großbürgertum retten, auch wenn dieses Großbürgertum auf eine etwas trübe holländische Gracht blickte anstatt auf die schöne blaue Donau.

Vor nichts sollte mein Vater von nun an mehr Angst haben als davor, dieses rettende Ufer wieder zu verlieren. Er arbeitete deswegen härter, war pflichtbewusster, ehrgeiziger und hartnäckiger als noch der holländischste Holländer. Bei seinen Mitarbeitern war er beliebt, weil er stets korrekt handelte, sie aber nicht durch Warmherzigkeit belästigte, weil er in allen Situationen einschätzbar blieb, ohne allzu langweilig zu sein. Er war konservativ und stolz darauf, gab sich streng, war aber ein herzensguter Mensch, wenn Menschen ihm die gebotene Unterwürfigkeit und Demut entgegenbrachten. Geschichte schreibt sich auch in die Köper ein, und so war der Körper meines Vaters immer schmal, der Kopf immer leicht nach oben gereckt, irgendwas zwischen Stolz und den Wunsch ausdrückend, es noch weiter nach oben zu schaffen. Er sah aus wie ein Taucher, der zur Wasseroberfläche steigt.

Selbst die gemeinsame Wohnung, direkt an der Keizersgracht gelegen, hatte er gegen den Willen meiner Mutter gekauft, um seine Repräsentationsgelüste zu stillen. Meine Mutter musste also aus der unscheinbaren Neubausiedlung am Stadtrand wieder ausziehen, die sie kurz nach der Hochzeit als Übergangslösung gemietet hatten und die den Eltern

meiner Mutter immer ein Dorn im Auge gewesen war, wohingegen meine Mutter gerade das Geschichtslose des Neubaus zu schätzen gelernt hatte. Wo meine Mutter nach der Hochzeit und der Übernahme der größeren Bankgeschäfte durch meinen Vater endlich ein neues, ein anderes Leben wollte, gierte mein Vater nach nichts mehr als nach altem Prunk. Immer emsiger arbeitete er daran, noch weiter nach oben zu kommen, die hart erarbeitete Stellung nicht zu verlieren. Als genug eigenes Geld zusammengespart war, stand dann endlich der Umzug an die Keizersgracht an. Eine helle Wohnung wurde gefunden, ideal für Kinder, wie mein Vater sehr zur Überraschung meiner Mutter meinte. Meine Mutter behauptete bis zuletzt, den Ausschlag für die Wohnung hätte nicht dieser Platz für Kinder, sondern allein der Name gegeben, Heren- oder Prinsengracht klangen einfach nicht royal genug in den Ohren meines Zuckerbäcker-Monarchie-Vaters. Der Umzug fand, so wie üblich, mittels Flaschenzug durch die Fenster statt, was meinen Vater freute, weil die Nachbarn den Hausrat begutachten konnten. Meiner Mutter war das hochnotpeinlich, und mein Vater wunderte sich schließlich nur, dass die Amsterdamer nicht deutlicher gafften, als der Flügel nach oben gezogen wurde.

Du bist immer noch so österreichisch, sagte meine Mutter auch später noch gern zu meinem Vater und ließ dahingestellt, ob das als Kompliment gemeint war.

Eigentlich war mein Vater ja alles andere als ein kunstvoller Mann, aber in seinem Studierzimmer stand seit dem Umzug besagter Flügel, und manchmal, nach einer langen Dinner Party, wenn alle Gäste längst gegangen waren und meine Mutter nicht zu betrunken war, setzte er sich an selbigen und begleitete meine Mutter mit seinem etwas hölzernen,

irgendwann während der Studienzeit erarbeiteten Spiel. Meine Mutter konnte zwar nicht singen, wollte es aber um alles in der Welt. Und dieses Wollen ohne Können war herzerreißend für ihn, er weinte, während er Arie um Arie begleitete, während meine Mutter dazu jaulte, eine Florence Foster Jenkins der Amsterdamer Grachten.

*Nun gut, so gehe ich denn,  
So weit der Klang der Glocken reicht,  
Bis hin zum weißen Schnee,  
Bis zu den goldenen Wolken.  
Dorthin, wo man die Hoffnung beweint,  
Bis dort, wo man den Schmerz beweint!*

Die Geierwally auf ihrem Gletscher, vielleicht ein Geschenk an die Herkunft meines Vaters. Ich selbst saß da schon am Ende der Treppe, einige Jahre zuvor geboren, und beobachtete meine Mutter, die im Singen plötzlich alles Aufgequollene verlor und wunderschön wurde, die Backen plötzlich rot vor Anstrengung, nicht vor Alkohol. Gemeinsam mit ihr tauchte ich in eine andere Welt ein, es faszinierte mich. Ich war froh, nur Zuseherin zu sein, wie aus dem Publikum auf meine Mutter und meinen Vater zu blicken, mein eigener kleiner Liederabend.

Die Nachricht der Schwangerschaft war eine Überraschung für alle Beteiligten gewesen. Nicht, weil meine Eltern sich nicht liebten, sondern weil sie sich so sehr liebten, dass sie kein drittes Wesen in ihrer Beziehung brauchten. Auf dem Papier waren sie natürlich die geeignetsten Eltern, die man sich vorstellen konnte. Sie waren glücklich miteinander, vielleicht hätten sie es dabei belassen sollen, aber immerhin war es ja nicht meine Schuld, dass ich zur Welt kam und ihre Zweieridylle zerstörte. Schon als Kind schoss mir der Gedanke durch den

Kopf, dass sie ohne mich glücklicher geblieben wären. Wenn ich sie belauschte, wirkten sie stets fröhlicher, als wenn ich dabei war. Sie waren einander genug gewesen, ein glückliches Paar, aber keine glücklichen Eltern.

Einmal, ich muss noch ein kleines Kind gewesen sein, war ein Besuch im Zoo geplant. Ich interessierte mich schon damals nicht besonders für Tiere, aber meine Mutter liebte es, stundenlang vor den Gehegen hin und her zu spazieren. Besonders verliebt war sie in das Vogelhaus. Ich fürchtete mich vor den Geräuschen und dem Flattern der Flügel, darum lief ich nach draußen und blieb vor dem Gehege der Flamingos stehen, um auf meine Eltern zu warten. Gefühlte Stunden vergingen, doch meine Eltern kamen nicht, um mich zu holen. Später, als mich längst eine Mitarbeiterin des Zoos gefragt hatte, ob ich verloren gegangen sei, stellte sich heraus: Meine Eltern hatten mich schlicht vergessen, hatten gar nicht bemerkt, dass ich nicht mehr an ihrer Seite war. Sie begrüßten mich mit einem Handschlag und den Worten: Wohin bist du nur so lange verschwunden? Das Kindermädchen wurde wenige Wochen nach diesem Vorfall eingestellt. Wenn meine Eltern ab nun mit mir unterwegs waren, galt meine ganze Aufmerksamkeit dem Kindermädchen, das von Zeit zu Zeit wechselte, mich jedoch stets liebevoll betreute. Meine Eltern würdigten mich oft stundenlang keines Blickes und wurden nur hinzugerufen, wenn es eine wichtige Entscheidung zu fällen gab, die das jeweilige Kindermädchen sich nicht allein zu treffen traute. Meine Eltern behandelten mich gut, es gab kein lautes Wort, keinen Grund zur Klage. Es gab aber auch nichts Liebevolleres. Selbst wenn abends gekuschelt wurde, musste Juffrouw, wie ich das Kindermädchen zu nennen hatte, alles vorbereiten, damit meine Mutter sich nur zu mir ins Bett zu

legen brauchte. Das Kuschneln selbst war weniger körperliche Nähe als langsames, mechanisches Streichen über den Kopf, während gleichzeitig mit Juffrouw die Tätigkeiten des nächsten Tages besprochen wurden.

Die einzigen Momente, die meine Mutter und mich wirklich verbanden, waren unsere gemeinsamen Besuche in der Oper, an denen mein Vater nicht teilnahm, Arbeit vorschützend. Stets kaufte sie eine ganze Loge, um von anderen Menschen nicht gestört zu werden, bereitete den Besuch schon Tage vorher mit den entsprechenden Schallplatten vor. Stunden vor unserer Abfahrt Richtung Opernhaus wurde ich in ein kleines Püppchen verwandelt. Meine Mutter, die sonst keinen Wert darauf legte, wie ich gekleidet war, die diese Entscheidung liebend gerne Juffrouw überließ, fand plötzlich Freude daran, Kleider für mich auszusuchen, das perfekte Outfit zusammenzustellen, beim Anprobieren über ihr Leben zu erzählen. Ich liebte dieses Ritual, anders als die tatsächlichen Aufführungen. Mir kam alles falsch vor. Warum mussten die Menschen singen? Warum war das Dorf aus Pappe? Warum sah man die schwarz gekleideten Techniker in den Kulissen?

Du hast recht, flüsterte mir meine Mutter zu. Das ist alles falsch, es ist alles Lüge. Die Geschichten, die Kulissen, die Schminke, die Frisuren. Aber gerade das macht es ja so großartig! Du kannst alles glauben, weil alles gelogen ist.

Meine Mutter war es dann auch, die mich für den Gesangsunterricht der Schule anmeldete. Zuerst weigerte ich mich, doch nach den ersten Einheiten spielte ich die Abneigung nur mehr, freute mich insgeheim auf die Stunden. Singen nahm mir die Einsamkeit, denn ich fühlte mich zu diesem Zeitpunkt immer einsam. Meine Eltern behandelten mich wie eine Erwachsene und in der Schule fand ich keinen Anschluss. Nur

das Singen im Schulchor machte mir Freude, unter den anderen Stimmen fühlte ich mich geborgen, war Teil von etwas Größerem.

Hör mal, sagte der Chordirektor, gleichzeitig auch mein Musiklehrer, eines Tages zu mir, du bist nicht schön. Du bist im Gegenteil sogar hässlich wie eine Dörrpflaume, ein richtiges Mannweib. Aber du hast eine Stimme wie ein Engel.

Und so kam es, dass ich bei meiner ersten Schulaufführung aus den Kulissen sang, während meine Klassenkameradin auf der Bühne stand und nur den Mund bewegte wie eine Bauchrednerpuppe. Der Chordirektor, der das Stück in Personalunion als Regisseur, Bühnenbildner und musikalischer Leiter einstudiert hatte, glaubte tatsächlich, dass niemand seinen Trick bemerken würde, er strahlte ob seines genialen Einfalles während der kompletten Aufführung. Verbeugen war für mich am Ende natürlich verboten, es hätte die Illusion zerstört.

Das musst du wirklich verstehen, sagte der Chordirektor zu dem weinenden Kind, das ich war, Kunst kennt keine Eitelkeiten.

Die Brutalität des Chordirektors formte mich ebenso wie die gnadenlose Ehrlichkeit meines Vaters. Bis heute mag ich keine Gefühlsduselei, nicht in privaten und nicht in beruflichen Dingen, und das habe ich von ihm. Bei einem Gesangswettbewerb der Schule hatte ich den zweiten Platz gewonnen, alle hatten sich für mich gefreut, mir kleine Geschenke gemacht. Und mit alle meine ich: meine Mutter und der Chordirektor. Nur nicht mein Vater, der blieb völlig unbeeindruckt.

Als Zweite bist du die erste Verliererin, sagte er.

Meine Mutter wies ihn zurecht, hoch erfreut, weil ich einen Erfolg eingefahren hatte.

Die Kleine wird Sängerin, beschloss sie.

Und das wollte ich: Sängerin werden, damit meine Mutter mir in der Oper zusehen konnte.

Ich will Sängerin werden!

Mein Vater saß in seinem Salon, dicke Bücher vor sich, eine Figur aus einer anderen Zeit, schon in der Nachkriegsgesellschaft ein Relikt.

Ach ja?

Nicht die Antwort, die ich erwartet hatte.

Glaubst du denn nicht, dass ich Talent habe?

Diese Frage ist ähnlich gefährlich wie: Liebst du mich? Frage nie nach etwas, wenn du die Antwort nicht ertragen kannst.

Findest du nicht, dass ich gut singe?

Das kann ich nicht beurteilen, ich gehe ja nie in die Oper.

Aber du begleitest Mama am Klavier.

Die Stimme deiner Mutter ist meiner ästhetischen Bildung in diesem Bereich nicht gerade zuträglich, wenn du verstehst.

Kannst du nicht einfach sagen, dass ich schön singe?

Endlich sah er mich an, aber mit einem strengen Blick, wie ich ihn nur kannte, wenn er mit seinen Mitarbeitern sprach, weil diese einen in seinen Augen bedeutenden Fehler begangen hatten. Was würde das schon bringen?, fragte er. Wenn ich dir sage, dass du ganz wunderbar singst, dann bedeutet das ja doch nichts.

Mir bedeutet es etwas, sagte ich trotzig.

Das sagt mehr über dich als über deine Stimme. Aber ich schlage dir etwas vor: Wir lassen es jemanden entscheiden, der es beurteilen kann, anders als ich, anders als deine Mutter. In Ordnung?

Und dann wirst du mich unterstützen?

Wenn dieser Jemand findet, dass deine Stimme es wert ist, unterstützt zu werden, dann selbstverständlich. Dann werde

ich gerne in deine Stimmbänder investieren, was auch immer du dir wünschst.

Und wenn nicht?

Dann machst du es wie deine Mutter und suchst dir jemanden, der dir hinter verschlossenen Türen dennoch gerne zuhört.

Von meinem Vater habe ich die Ehrlichkeit gelernt, die mir später in unserer Ehe sehr geholfen hat. Man muss die Realität anerkennen und das Beste daraus machen, für diese Erkenntnis bin ich ihm bis heute dankbar, auch wenn es nicht leicht war zu hören, dass es dann wohl Zeit wäre, entweder den Babyspeck loszuwerden oder sich richtig fett zu fressen, das wären ja immerhin die zwei Typen Opernsängerinnen, die da draußen in der Welt Erfolg hätten.

Und Opernsängerin sollte ich werden, nachdem der Jemand meines Vaters befunden hatte, dass meine Stimme zumindest den Versuch der Ausbildung wert war. Opernsängerin, das hatte ich gemeinsam mit meiner Mutter beschlossen.

Eine Zeit lang bekam ich daraufhin Musikunterricht in den Niederlanden, den mein Vater jedoch unzulänglich fand, ohne dafür wirklich Argumente zu haben. Jahr für Jahr kritisierte er die Ausbildungsmethoden, die lieblos zusammengestellten Abschlusskonzerte, bis er schließlich ein Machtwort sprach.

Der Banause ruiniert ihre Stimme, sagte er über meinen Lehrer.

Woher willst du das denn wissen?, fragte meine Mutter.

Weil die Kleine immer mehr nach dir klingt.

Meine Mutter ließ sich nicht anmerken, ob er sie getroffen hatte.

Sie muss nach Wien, befand mein Vater mit dem Brustton der Überzeugung.

Ausgerechnet in die Stadt, vor der du weggelaufen bist?

Ich komme doch gar nicht aus Wien.

Nein, natürlich nicht, du kommst vom Land. Wie konnte ich das vergessen.

Die Kleine muss nach Wien. Musik lernen, das geht nur in Wien.

Wo mein Vater recht hatte, da hatte er recht.

Es gibt auch in den Niederlanden tolle Musik, versuchte es meine Mutter.

Dann nenne mir doch bitte einen bekannten niederländischen Komponisten.

Jan van Gilse?

Mit dieser Antwort war meine Mutter geschlagen, schachmatt.

Ihr Niederländer könnt malen, wir Österreicher musizieren.

Ausgerechnet mein in Ungnade gefallener niederländischer Gesangslehrer hatte dann die entscheidenden Kontakte nach Wien. Ich war siebzehn, als meine Eltern mich Anfang der siebziger Jahre in einen Zug nach Österreich setzten. Meine Vermieterin war eine alte Dame, die sich stets auf Reisen befand. Regelmäßig kam sie mit großen Lederkoffern angehaucht: Ich habe jemand kennengelernt, die Wohnung gehört in den nächsten Wochen Ihnen allein. Immer hatte sie jemand kennengelernt, immer gab es einen neuen Ort, an den es sie zog. Mir war es recht, so konnte ich ungestört üben. Mein Vater finanzierte diese Unterkunft. Widerwillig, aber auch er sah ein, dass ich neben dem Gesangsstudium nicht noch das Geld für die Miete verdienen konnte. Nur für meinen Lebensunterhalt musste ich selbst arbeiten. Ich trug also gebrauchte Männerkleidung der Volkshilfe, aß billige Nudeln mit Ketchup,

war aber glücklich, wenn ich die Wohnung meines neuen Gesangslehrers betrat, der in seinem Wohnzimmer in Hietzing Studenten empfing. Nebenher machte ich es wie mein Vater, suchte mir Arbeit und nahm alle Stellen an, die ich bekommen konnte. Sei nicht wählerisch, schrieb mir mein Vater in seinen Briefen, die er ganz altmodisch mit Wachs versiegelte, als lebten wir noch in der Zeit von Boten und Pferdekutschen. Arbeite, wann immer du kannst, triff harte Entscheidungen, sei nicht ängstlich. Ich folgte seinem Rat. Nicht auf alles verdiente Geld konnte ich stolz sein, aber ich hatte mir geschworen, zu keinem Schilling nein zu sagen. Vor mir lag die Staatsoper, der Musikverein, beides würde ich nicht wegen falschen Stolzes aufgeben. Meinem Vater erzählte ich nicht, wie ich an das nötige Kleingeld kam, wenn am Ende des Geldes noch zu viel Monat übrig war.

Meine Familie in den Niederlanden besuchte ich selten. Ich war mir sicher, dass meine Eltern froh über die Zeit waren, die sie miteinander hatten, ungestört von der Tochter, die sie mehr aus Pflichtgefühl denn aus innerer Notwendigkeit in die Welt gesetzt hatten. Doch als ich nach über einem Jahr das erste Mal wieder in die Wohnung meiner Eltern trat, war der Verfall meiner Mutter unübersehbar. Sie trank noch mehr als früher, betrunken besuchte sie mit mir die Oper, wir saßen in unserer altgewohnten Loge. Irgendwann in der Mitte dieser denkwürdigen *Aida* bemerkte ich, wie meine Mutter mitsingen begann und sich auch von meinen Stößen und Kniffen nicht davon abhalten ließ, lauter und lauter, bis sie schließlich sogar die Sänger übertönte.

*Quello ch'io verso è pianto*

*Di sventurato amor.*

*Der Grund, warum ich klag' und weine,  
Ist Qual der Liebe ohne Glück.*

Ich hätte sie am liebsten in der Loge eingemauert, wie die armen Figuren auf der Bühne. Insgeheim beschloss ich, nie zu werden wie sie. Ich beschloss, es wie mein Vater zu machen und die Fassade aufrecht zu erhalten, koste es, was es wolle.

Die Nachricht vom Tod meiner Mutter einige Monate später traf mich also nicht unerwartet. Sie war kollabiert, immer wieder, und hatte den Kreislauf dafür verantwortlich gemacht. Tatsächlich war es ihr ganzer Körper gewesen, der bereits aufgegeben hatte. Bei ihrem Begräbnis sang ich eine Arie von Purcell.

*When I am laid, am laid in earth,  
may my wrongs create  
No trouble, no trouble in thy breast  
Remember me, remember me, but ah!  
Forget my fate.*

Die arme Dido, verlassen von Aeneas, getäuscht von einer Hexe.

Mein Vater war bei meiner Mutter geblieben, er war in dieser Geschichte Dido, verlassen von meiner Mutter, getäuscht von der Hexe Alkohol. Mein Vater bedankte sich für meinen Gesangsbeitrag, wie er es ausdrückte, und weinte dabei wie ein kleines Kind. Nur für ihn hatte ich gesungen, nur für ihn allein sang ich später am Abend, als Beruhigung, als töchterliches Schlaflied.

Jetzt ist sie weg, brach es aus ihm heraus. Und ich bin doch immer bei ihr geblieben. Ich habe sie nie alleingelassen, und jetzt lässt sie mich zurück. Es ist nicht einfach gewesen mit ihr. Aber es hat sich doch ausgezahlt, am Ende. Hat es doch, nicht? Ich habe es geschafft, ich bin bei ihr geblieben.

Seine Worte klangen wie die Beschreibung einer Bergbesteigung. Oder wie das Überwinden einer schweren Krankheit, nicht wie eine Ehe. Sie trafen einen Nerv in mir, denn gerade hatte ich meinen ersten Mann kennengelernt, und auch diese Beziehung war kein Spaziergang. Aber am Ende würde es sich doch alles auszahlen, oder etwa nicht?

Mit meinem ersten Mann war ich nicht verheiratet, aber ich nenne ihn trotzdem bis heute meinen Mann, weil uns alles auszeichnete, was eine richtige Ehe auszeichnet: Vertrautheit, Abhängigkeit und Gewalt.

Mein erster Mann also, sein Name tut nichts zur Sache, war Korrepetitor an der Wiener Staatsoper, einer Institution, die damals weit über meinen künstlerischen Möglichkeiten lag, die zu erobern ich aber noch nicht aufgegeben hatte. Ich war zu dieser Zeit in kleinen, freien Opern-Produktionen beschäftigt und sang in ungeheizten, aufgelassenen Geschäftsräumen Mozart vor einer Handvoll Menschen, die wir Mitwirkenden alle persönlich kannten. Nebenbei nahm ich immer noch privaten Gesangsunterricht bei dem Lehrer in Hietzing. Ich hatte es in keine der renommierten Schulen geschafft, redete mir die ganze Situation aber mit schwankendem Erfolg schön. Mal glaubte ich mich in erbitterter Gegnerschaft zu den bürokratischen Institutionen allein der hehren Kunst verpflichtet, mal saß ich heulend vor einem Liter Eis vom Eissalon Tichy und beschimpfte mich selbst als Versagerin. Meine selbstglorifizierte Freiheit warf ich nur zu gerne über Bord, wenn sich hin und wieder die Möglichkeit ergab, mit begabten Laien im Zusatzchor der Wiener Staatsoper zu singen. Alles keine großen Aufgaben, aber ich fühlte mich dennoch immer, als hätte ich es geschafft, wenn ich die große Bühne betrat. Vor der Bühne

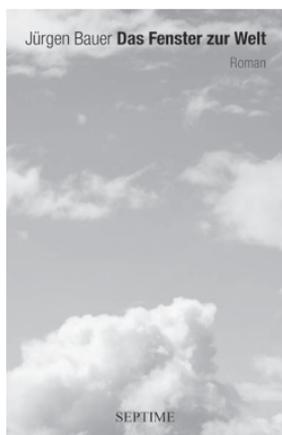
**MARIEDL      7**

**GABRIEL      95**

**SARA            215**

Jürgen Bauer  
**Das Fenster zur Welt**

Roman



Die 80-jährige Hanna wagt nach dem Tod ihrer Mutter einen späten Ausbruch aus ihrem starren Alltag. Beim Speed-Dating lernt sie den jungen, arbeitslosen Schauspieler Michael kennen, dem durch die Trennung von seinem Partner plötzlich jede Sicherheit genommen wurde.

Die Fahrt zu Hannas erster Jugendliebe aus den turbulenten Wochen nach Kriegsende zwingt Michael, auch in seiner Kindheit nach Antworten zu suchen, denn Hanna kennt den Grund, warum seine Mutter ihn bei seinem Vater zurückgelassen hat. Zunehmend wird den beiden bewusst, wie sehr einzelne Entscheidungen ein ganzes Leben prägen.

Jürgen Bauer schildert in seinem Debütroman *Das Fenster zur Welt* das Aufeinandertreffen zweier Generationen, die sich gemeinsam der Suche nach ihren begangenen Fehlern stellen, und nähert sich mit feinfühligem Humor der Frage nach Schönheit und Vergänglichkeit eines Augenblicks.

Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen, 176 Seiten

ISBN: 978-3-902711-25-0

ISBN E-Book: 978-3-903061-03-3

Jürgen Bauer  
**Was wir fürchten**

Roman



*»Das erste Mal fühlte ich die Angst, als mein Vater Kornkreise in ein Feld am Ortsrand trat und meine Mutter mich losschickte, um ihn nach Hause zu holen, bevor die Nachbarn etwas bemerken konnten.«*

Georg erzählt aus seinem Leben, das von Unruhe und Angst gezeichnet ist. Die Furcht vor seinem psychisch kranken Vater lässt ihn an allen Versuchen scheitern, Vertrauen und Stabilität zu finden. Erst als Erwachsener gelingt es ihm, die Kontrolle über sein eigenes Leben zu erlangen und sich sicher zu fühlen, bis traumatische Ereignisse die Idylle zerreißen und sein Verfolgungswahn erneut ausbricht.

Seine Mutter hält ihn für verrückt, Georgs Frau scheitert daran, ihn zu beschützen, und auch sein bester Freund glaubt nicht an seine Erzählungen. Doch was, wenn Georgs Ängste berechtigt sind und die Menschen in seinem Leben tatsächlich ein Geheimnis verbergen? Was, wenn sich wirklich alles nur um ihn dreht?

Im Dialog zwischen Georg und seinem Gegenüber entwickelt sich ein Machtspiel um die Wahrheit und ihre Bedeutung. Doch wer entscheidet, ob eine Geschichte richtig erzählt ist? Vielleicht liegt die Lösung bei jener Person, der er seine Geschichte anvertraut. Schritt für Schritt wird Georgs Leben entblättert, bisherige Antworten werden infrage gestellt und müssen neu überdacht werden.

Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen, 264 Seiten

ISBN: 978-3-902711-38-0

ISBN E-Book: 978-3-903061-09-5

# Jürgen Bauer

## Ein guter Mensch

Roman



Wie schon in den Jahren zuvor wird Mitteleuropa erneut von einer Hitzewelle heimgesucht. Wasserknappheit, zunehmend schlechte Stromversorgung und steigende Kriminalität bringen die sozialen Strukturen der Großstadtesellschaft ins Wanken. Die Politik steht der Situation hilflos gegenüber, die Südgrenzen werden geschlossen, der Polizeiapparat wird erweitert und das kostbarste Gut Wasser streng kontrolliert, rationiert und über ein ausgeklügeltes Versorgungssystem zugeteilt.

Marko versucht mit seinem Freund Berger als Tankwagenfahrer einen Beitrag zu leisten und die schweigende Mehrheit, die sich mit der Situation abgefunden hat, mit Wasser zu versorgen. Im Unterschied zu anderen will Marko die Stadt nicht einfach Richtung Norden verlassen, er bleibt, weil er an seinem Glauben an das Gute festhält. Außerdem muss er sich um seinen kranken Bruder Norbert kümmern, der sich weigert, den alten Familienhof aufzugeben.

Das plötzliche Auftauchen einer mysteriösen, schnell wachsenden Bewegung bringt die Kräfteverhältnisse mit einem Schlag durcheinander. Die »Dritte Welle« feiert dekadent auf den nicht zu vermeidenden Kollaps zu und setzt der Rationierung sowie dem Haushalten die Verschwendung entgegen. Nicht nur stellt diese scheinbar friedfertige Bewegung damit das gültige System infrage, durch ihr Verhalten provoziert sie Aggressionen, die nicht mehr einzudämmen sind.

Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen, 224 Seiten

ISBN: 978-3-902711-64-9

ISBN E-Book: 978-3-903061-55-2



Jürgen Bauer, geboren 1981, lebt in Wien. Im Rahmen des Studiums der Theaterwissenschaft in Wien, Amsterdam und Utrecht spezialisierte er sich auf Jüdisches Theater und veröffentlichte hierzu zahlreiche Artikel und Buchbeiträge. Seine journalistischen Texte erscheinen in internationalen Zeitungen und Zeitschriften. Bauer nahm mit seinen Theaterstücken zweimal am Programm »Neues Schreiben des Wiener Burgtheaters« teil.

2013 erschien sein Debütroman *Das Fenster zur Welt*, 2015 sein zweiter Roman *Was wir fürchten*. 2016 wurde er zum »Festival Neue Literatur« in New York sowie zum »Festival Zeitgeist« in Washington, D.C. eingeladen. 2017 erschien sein dritter Roman *Ein guter Mensch*. Mit diesem Roman, dessen Handlung in einer nahen Zukunft angesiedelt ist, die mit Wasserknappheit kämpft, wurde Jürgen Bauer auch über Österreichs Grenzen hinweg bekannt. Alle Romane erschienen bei Septime.

FOTO: Daniel Schönherr

**[www.septime-verlag.at](http://www.septime-verlag.at)**